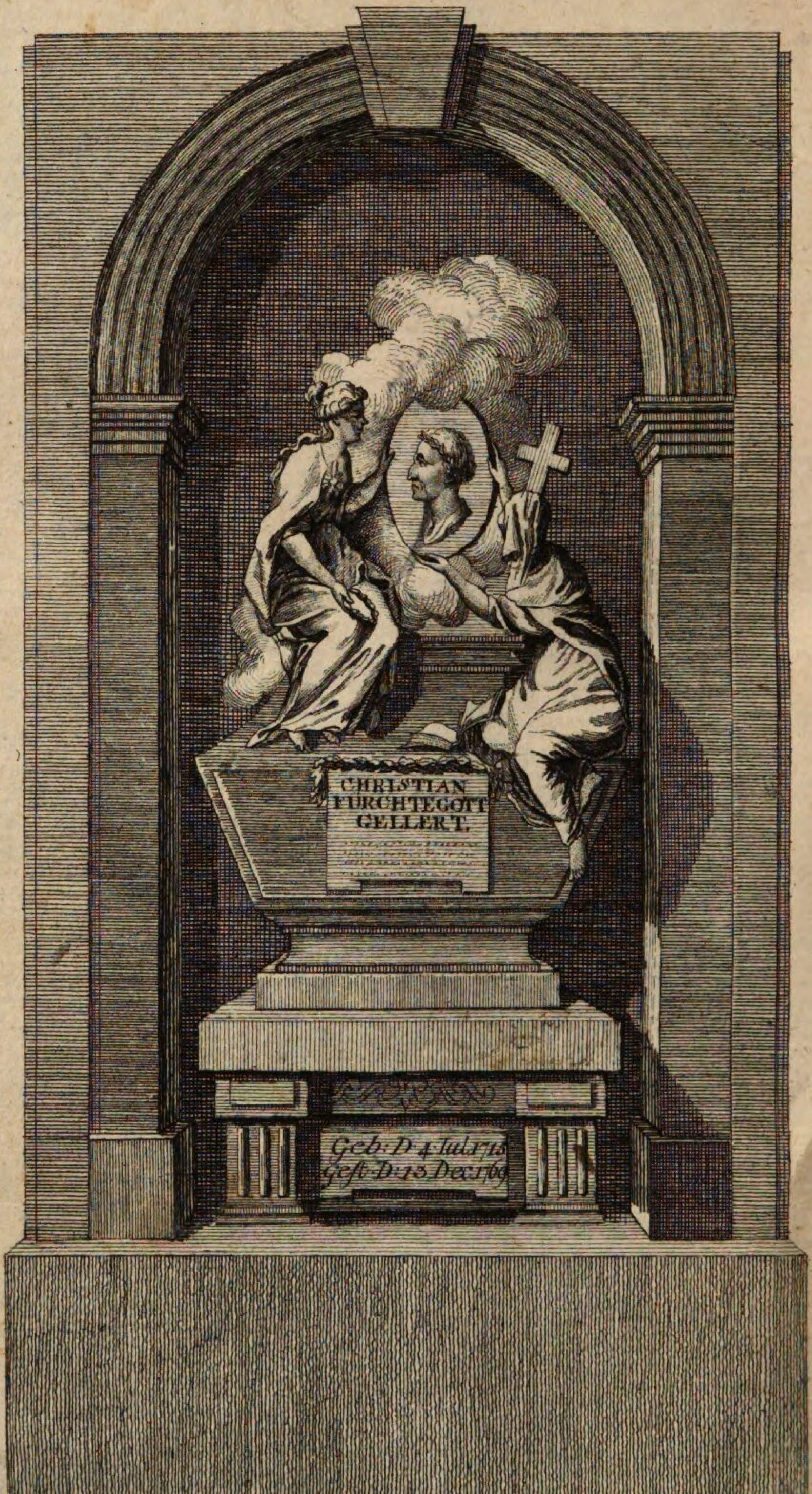

Holzhalb Sc. Zürich. 1 2 3 4 *Ellen.*

C. F. Gellerts

Leben,

von

Johann Andreas Cramer.

Biel,

In der Heilmannischen Buchhandlung.

MDCCLXXV.

Nachricht.

Man hat geglaubt, daß es den Lesern der Gellertschen Werke nicht unangenehm seyn würde, wenn man dem Leben des sel. Gellerts, des Herrn D. Cramers Ode und Herrn Weissens Elegie auf dessen Tod mit beydrucken ließ, zumal da die erste mit einigen Strophen vermehrt und zugleich verbessert worden: der Herren Denis und Mastaliers Gedichte aber, weil sie beweisen, in welchem Ansehen ein Gellert auch außer unserer Kirche gestanden habe. Endlich hat es der Verleger für seine Pflicht gehalten, das ihm in der St. Johanniskirche allhier errichtete Denkmal dem Publico im Kupferstich vorzulegen, und jedem Exemplar der Lebensbeschreibung einen Abdruck beyzufügen. Seine Absicht ist zugleich, die zum Theil nunmehro weit entfernten Herren Contribuenten, deren Namen am Ende bemerkt werden, zu überzeugen, daß Ihr gütiger Geldbeytrag dem Endzwecke gemäß angewandt worden.

Nachricht.

Man hat geglaubt, daß es den Lesern der Gellertischen Werke nicht unangenehm seyn würde, wenn man dem Leben des sel. Gellerts, des Herrn D. Cramers Ode und Herrn Weissens Elegie auf dessen Tod mit beydrucken ließ, zumal da die erste mit einigen Strophen vermehrt und zugleich verbessert worden: der Herren Denis und Mastaliers Gedichte aber, weil sie beweisen, in welchem Ansehen ein Gellert auch außer unserer Kirche gestanden habe. Endlich hat es der Verleger für seine Pflicht gehalten, das ihm in der St. Johanniskirche allhier errichtete Denkmal dem Publico im Kupferstich vorzulegen, und jedem Exemplar der Lebensbeschreibung einen Abdruck beyzufügen. Seine Absicht ist zugleich, die zum Theil nunmehro weit entfernten Herren Contribuenten, deren Namen am Ende bemerkt werden, zu überzeugen, daß Ihr gütiger Beytrag dem Endzwecke gemäß angewendet worden;

C. F. Gellerts Leben.

Eine von den schönsten Grabschriften des Alterthums ist die Grabschrift Epicharms von Cos: **Nützlich waren seine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth.** Man hat von diesem pythagoräischen Weltweisen zu wenig Nachrichten, als daß man sicher genug beurtheilen könnte, was für Ansprüche er auf eine so rühmliche Grabschrift hatte. Doch ein Philosoph und zugleich ein komischer Dichter, wie er, der in seinen Lustspielen die nützlichsten Lehren der pythagoräischen Schule unter seinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Gesinnungen und Sitten zu verfeinern suchte, verdiente schon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreste seiner Gedichte beweisen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterscheidende Vorzüge seiner Art zu denken und zu schreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu scherzen; Sokrates lernte die Kunst seines Dialogs von ihm und so gar Plato ahmte ihn nach. Seinen Werken prophezeyhte Epicharmus selbst ein rühmliches Schicksal. Ich bin gewiß, sagte er in einem seiner

Gedichte, man wird auch meiner Unterweisungen nicht vergessen; es wird schon jemand nach mir erscheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des Verses entkleiden, sie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur schmücken und so von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu haben. Der unsrige ist **Gellert**, der, wenn unsre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm schuldigen Dankbarkeit behalten können, unsrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird, als der Grieche blieb, welcher seiner Grabschrift gewiß nicht würdiger seyn konnte, als es der Deutsche ist. Unsre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlassen, oder **Gellerts** Andenken, welches keines eitlen Geräusches schwärmerischer Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelsüchtigen und neidischen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung bestätigter Verdienste für einen sichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Ansprüche auf die Fortdauer seines Namens. Gründen sich dieselben gleich nicht auf solche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erstaunen setzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde ist, unterhalten können, so verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch schöne und gemeinnützige Werke

des

des Geistes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyspieles den Geschmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbessert haben, und für die Jugend, besonders aus den höhern Ständen der menschlichen Gesellschaft, Führer zur Religion und Tugend geworden sind. **Gellerts** Vorzüge waren Tugenden, die, wie seine Schriften gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menschen unempfindlich zu seyn, doch vornehmlich sich bestrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden sind.

Christian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715. zu Haynichen in Sachsen gebohren. Sein frommer Vatter, **Christian Gellert**, war daselbst der zweyte Prediger, der sein Amt fünfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete; und als Oberprediger in seinem fünf und siebzigsten Jahre starb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geize entfernten Sparsamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine gebohrne **Schützinn**, war eine redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtschaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen und sie ihnen sowohl durch Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen

Beyspiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb sich durch ihr gutes und sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidige und wohlthätige Menschenfreundinn an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey ältesten Söhne in dem Besitze solcher Bedienungen oder Aussichten zu sehen, die nur eine auch in ihren Wünschen für ihre Kinder allezeit bescheidne Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigsten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlassen zu können. Der älteste Sohn, **Friedrich Lebrecht**, war sächsischer Oberpostcommissar, und überlebte den Schmerz, seinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leistet noch itzt seinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommissionsraths in Freyberg, durch seine tiefen und ausgebreiteten Einsichten in die Metallurgie, die nützlichsten Dienste. Ihr dritter Sohn, **Christian Fürchtegott**, hatte das Glück, daß sich unter seinen Freunden ein edler Mann fand, der seiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies, die er ihm bestimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In diesen Söhnen genoß sie des Trostes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyspiel zu sehen, daß die Welt oft die vorzüglichsten Beförderer der

menschlichen Wohlfarth aus dem Schooße nicht sowohl des Ueberflusses, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen sächsischen Städten sind so eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den ersten und unentbehrlichsten Erkenntnissen der Religion, sondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwiesen wird; ein Unterricht, der allezeit schätzbar ist, selten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben sie kaum der ängstlichsten Sorgen für ihren Unterhalt, und diese lassen ihrem Geiste, wenn sie auch Geschicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht so viel Heiterkeit und Muth, daß sie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beßrer Aussichten auch vermehren könnten. Ihr Unterricht kann also nicht sehr vollkommen seyn, und wird es niemals werden, so lange die Staaten die erste Bildung der Jugend nicht für ein so wichtiges Augenmerk der Regiernng halten lernen, als sie ist. In einer solchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den ersten Unterricht. Man kann sich leicht vorstellen, daß den unterscheidenden natürlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens ihre Entwicklung nicht sehr erleichtert worden sey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte,

 die

die ihn zu begleiten pflegt, fast alle Knaben lernen müssen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verlust vieler unschuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeschadet, Kindern bey einer bessern Einrichtung der gemeinen Unterweisung erhalten werden könnten,) Geduld, Unterwerfung und die im Leben so nöthige Geschicklichkeit, vielerley Beschwerden mit Gelassenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Gelehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit sie gewisse kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder sich dieselben durch ihre eignen Bemühungen verschaffen lernen. Nicht weniger schätzbar ist die Mühe, die sie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindsam zu machen, damit sie alles, was demselben schädlich ist, sorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe, welche für das gemeine Wesen sehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erste Quelle davon selten erkannt wird. Gellert lernte beides sehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf seine Seele wurden Grundzüge seines Charakters. Bey dieser seiner ersten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünstigtern Seelen anfangs nur ein Funke ist, nicht so schnell als bey einem Pope zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er sich des Unter-

richts seiner ersten Lehrer stets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht selten rühmte er den jungen Gelehrten, dem er von seinem Vater auf einige Zeit zur besondern häuslichen Unterweisung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Besonders pries er die Strenge, womit derselbe ihn zu gewissen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umstände erlauben, seinen Bedienten zu überlassen pflegt, um von ihren Diensten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfnisse hält, die aber Gellert in seinem ganzen Leben, auch bey seinen so schwächlichen und siechen Umständen weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weise erinnerte er sich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in seinem achten Jahre von einem Anverwandten zu mancherley kleinen häuslichen Geschäfften, die mit der Bestimmung zum Gelehrten, keine Verbindung haben, angehalten worden zu seyn. Ich habe, sagte er in seinen kurzen unvollständigen Nachrichten von sich selbst, die man unter seinen Papieren gefunden, dadurch wenigstens gehorchen lernen; eine treffliche Kunst! Bey einer solchen Erziehung wächst der Geist des Menschen langsamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geschäfftigkeit gewöhnt. Ungefähr in seinem eilften Jahre schrieb er zu Bestreitung seiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte

er

er zuweilen im Scherze zu sagen, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke seiner Hand aus seiner Jugend aufzuweisen hätte, als die Welt von seinem Geiste aus seinem ganzen übrigen Leben aufzuweisen haben würde. Dieses half mir, sagte er, so viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürstenschule an meinen Vater schrieb, gar artig im Canzeleystyle schrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Beklagter am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten. Angenehm würde es seyn, wenn man die natürliche Lust und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunst hatte, bis zu ihrem ersten Ursprunge und der frühsten Entwickelung dieses edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wissen seine vertrautesten Freunde, daß auch sein Vater die Poesie liebte, selbst zuweilen Gedichte schrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung seiner Kinder hätte Gewalt anthun sollen. Auch sein älterer Bruder, der Oberpostcommissar, hatte viel Anlage zum Poeten, und rühmte sich zuweilen scherzweise gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunst unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunst; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, schon in seinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten sollte. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den

Ge-

Geburtstag seines Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder fünfzehn Stützen, um seinen völligen Einsturz zu verhindern unterstützt, und so viele waren damals der gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen, und jede Stütze wünschte ihm Glück. Das Gedicht, sagte er, muß nicht unrecht gewesen seyn; denn gewisse Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich nicht sehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen. Auf den ersten Versuch folgten bald andere; er wünschte selbst, daß er sie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweisen zu können, wie leicht ein Geist, dem es an natürlicher Begeisterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muster gesehen zu haben, auf viele Jahre und nicht selten auf immer verloren seyn kann. Diese Gefahr ist noch größer, wenn er sich zuerst nach verwerflichen Mustern bildet. Eine Phantasie, die in ihren ersten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird schwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den ersten Versuchen seines Talentes zur Malerey gothische Stücke vor sich hatte, oder ob sein Auge gleich nur von der schönen Natur gerührt wurde, aber wenn er nach

gothischen Mustern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdient er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen sichern Geschmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und sich in der Gesellschaft seiner in schärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverläßigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er urtheilte zu furchtsam von sich und gab aus Bescheidenheit seinen Freunden einen Vorzug, den sie nicht annahmen. Auch seine ersten Versuche hatten schon zuweilen eine gewisse ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abschied von einer Freundinn:

Als ich von dir Abschied nahm,
Immer gieng und wieder kam;

ein Anfang, dessen sich einige seiner Freunde wegen des schönen malerischen Zuges in dem zweyten Verse noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde also auch ohne Freunde zu einem richtigen Geschmacke gekommen seyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtschaffen und zärtlich genug lieben, um einander in den Versuchen ihres Geistes keine Fehler wider die Regeln und Grundsätze des guten Geschmackes übersehen zu wollen, durch eine so freundschaftliche Critik sehr gewinnen müssen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Wesen wohlthätigen Gelehrsamkeit errichtet worden sind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürstlichen Schulen in Sachsen sind. Ihre Einrichtung im Ganzen ist immer ihrem Endzwecke angemessen gewesen. Die Stunden des Unterrichts und diejenigen, worinnen sich die Lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder selbst vorzutragen versuchen sollen, wechseln in einer so weisen Ordnung ab; die Schüler haben so wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verschlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wissen, die Universitäten aus diesen ersten Pflanzschulen der Gelehrsamkeit Ankömmlinge erhalten müssen, die zu reifern Unterweisungen sehr vorbereitet sind. Eine von diesen Schulen, Meißen, war es, wo **Gellert** mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die besten ewigen Muster der Beredtsamkeit, der Dichtkunst und eines gesunden schönen Geschmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müssen, wenn in den damaligen Zeiten nicht fast in allen gelehrten Schulen von Deutschland, und selbst auf den Universitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römische und griechische Sprache zu lehren, geherrscht hätte, welche **Ernesti** in **Geßners** Leben

so

so treffend gezeichnet hat. Man ließ sie von Wort zu Wort übersetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geschichtschreiber, ohne dieselben das, was darinnen vornehmlich Aufmerksamkeit verdient, bemerken zu lassen. Der Schüler sammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, diese in Sprachübungen anzubringen, die den stolzen Namen von Nachahmungen hatten; man erhielt aber keine oder doch nur dürftige Kenntnisse von den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem unterscheidenden Charakter eines jeden, und von dem, was darinnen bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nachgeahmt werden kann. Lehrer müssen selbst vortrefflich unterrichtet seyn, wenn sie die ihnen anvertraute Jugend, die anmuthigsten und zugleich die geradesten Wege zu einer sichern Empfindung des Schönen und Nützlichen führen sollen. Man muß hinzusetzen, daß es unter den damaligen Gelehrten eben so wie im vorigen Jahrhunderte fast für ein Verbrechen gehalten wurde, sich um seine Muttersprache zu bekümmern, oder was noch itzt Männer, welche doch ihren gesunden und richtigen Geschmack dem Lesen der Alten zu danken haben, nicht glauben wollen, oder können, daß es möglich oder nöthig und nützlich sey, auch im Deutschen, was man richtig gedacht hat, richtig und angenehm auszudrucken. Eben darum ist es nicht zu verwundern, daß **Gellert**, ob ihm gleich Horaz,

Virgil, Homer und andre Griechen und Römer erklärt wurden, damals doch an einem Günther, dessen nun vergeßne Verse von den Hallerischen und Hagedornischen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geschmack gewinnen und sie zu seinen Mustern wählen konnte. Man findet darüber in seinen obgedachten unvollständigen Nachrichten von sich selbst eine Anmerkung, die seinem Herzen zur Ehre gereicht. Auf der Fürstenschule, sagt er, hat das Lesen der Güntherischen Gedichte aus meinem Geiste einen feuerspeyenden Aetna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geschmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können. Neukirch mit seinen Satyren, die Hanke mit seinen eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchste Staffel der Vollkommenheit helfen können; so allgemein war der Beyfall, womit er zu seiner Zeit gelesen wurde! Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Lust zu schreiben haben, nie Versuche wagen, ohne Kenner zu rathe zu ziehen; nie mit sich selbst zufrieden seyn, sondern

demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben so demüthig folgen! Wie viele Zeit, die sonst verderbt wird, und wie viele Kräfte, die sie in Gefahr sind, zu verschwenden, würden sie durch einen solchen Gehorsam erkaufen! Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was seinem Gedächtnisse noch aus seiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel seines damaligen Unterrichts nicht verkannte, so redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von seinen meißnischen Lehrern, und pries besonders ihre Sorge für die Bildung seines Herzens und seiner Sitten. Auch wurde sein sanftes melancholisches Auge allezeit, fast bis zum Glanze heller, wenn er sich erinnerte, daß er in dieser Schule mit Gärtnern und Rabenern gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundschaft errichtete, die so viel zum gemeinschaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit seines Körpers, dessen Gesundheit von seiner ersten Kindheit an schwach und zärtlich gewesen zu seyn scheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege desselben gewöhnt worden ist, oder sich selbst dazu verwöhnt hat, äußerte sich schon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daselbst studirt, als er in das Haus seines Vaters zurückkehrte und sich da noch einige Zeit zum akademischen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734. nach Leipzig

Hier hörte er über die Philosophie **Adolph Friedrich Hofmannen**, über die Historie und Litteratur **Jöchern**, **Christen** und **Rappen**, über die theologischen Wissenschaften aber, denen er sein Leben zu widmen beschlossen hatte, **Klausingen** und **Weissen**. **Hofmann** von **Rüdigern** gebildet, war ein scharfsinniger Philosoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke gewesen seyn würde, wenn er mehr Geschmack an den Philosophen des Alterthums, weniger Eifersucht wider **Wolfen**, weniger Begierde, das Ansehen dieses Weltweisen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden gehabt hätte. Allein er verwechselte oft dialektische Spitzfindigkeit und Tiefsinn mit einander, und entfernte sich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunstwörter, als zur Entdeckung neuer Wahrheiten sind. Gleichwohl hörte ihn **Gellert** mit großer Begierde, schrieb seine Vorlesungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er sagte, ihn öfter, als er ihn verstand, bescheiden genug, solches seiner Unfähigkeit zu tiefsinnigen Entwicklungen schwerer Begriffe zuzuschreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht selten bloß darum nicht einsah, weil es nicht verstanden werden konnte; denn man sieht aus allen gellertischen Arbeiten, daß seine Seele eben so sehr das Helle im Ausdrucke liebte, als **Hofmann** die Dunkelheit darinnen zu lieben schien.

Indeß schmeichelte sich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch besser verstehen zu lernen, wenn sein Verstand mehr Reife erhalten haben würde. Er bewunderte ihn also zu eben der Zeit, da auch Mosheim, dieser erste Verbesserer der deutschen Beredtsamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig studirte, ließ ihn sein Vater nach Hause zurückkommen, weil es ihm schwer fiel, ihn noch länger aus seinen Mitteln auf der Universität zu erhalten. Gellert hätte gern eines weiter fortgesetzten akademischen Unterrichts genossen, um seinen Geist noch mehr auszubilden; er unterwarf sich aber mit den kindlichsten Gesinnungen einer Nothwendigkeit, welche schon so viele glückliche Geister mitten in ihrem Laufe zur Gelehrsamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem sie strebten, zu erreichen verhindert hat. Nach seiner Zurückkunft fieng er an, sich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erste noch vom Schüler gewagte Versuch, öffentlich zu reden, war nicht der glücklichste gewesen. Dieser kleine, in seinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entferntern Ursachen seiner endlichen Bestimmung mit seinen eignen Worten erzählt zu werden. *) Die erste Probe meiner Beredtsamkeit, schreibt er, legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten

*) In den angeführten unvollständigen Nachrichten von sich selbst.

ten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey seinem Kinde zu seyn, das wenig Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittage begraben werden; früh um 8 Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede sehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuscripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrocknen Zuhörern langsam auseinander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreist wider fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtnisse verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich diese jugendliche Uebereilung viel gekostet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat. Lerne aus meinem Beyspiele vorsichtiger handeln hitziger Jüngling! Ich war dreist, wurde bestraft, und ärgerte mich hernach oft über

meine Thorheit, werde du klüger! Eine nützliche Anmerkung und schon deswegen schätzbar, wiewohl sie es noch mehr wegen des Herzens ist, aus dem sie kam. Wäre es ihm gelungen, sich von dieser Aengstlichkeit wieder zu befreyen; hätte er zugleich eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust, ein festeres und getreueres Gedächtniß gehabt, so würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Versuchen zu urtheilen, unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er selbst hatte nur eine geringe Meynung von seinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, seine ersten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philosophie und mosheimischen Schmucke gewesen. Ueber sein Gedächtniß mochte er Ursache zu klagen haben: *) Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen; Warum habe ich nicht lieber Acten abgeschrieben und den Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Gesundheit nicht geschadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: so hätten es andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan. So bescheiden urtheilte er bey allem seinen Verlangen und Bestreben nach der Achtung seiner Nebenmenschen von sich selbst, bescheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen seine Talente und Vorzüge. Als ein geistlicher Redner würde er sich durch einen eigenthümlichen Gang seiner Gedanken, durch das Licht seiner Vorstel-

*) Unvollständige Nachrichten.

stellungen, durch ihre leichte und doch zugleich sinnreiche und anziehende Ordnung; durch seinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterschieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit so viel Geräusche spricht, ohne zu wissen, worinn die schwere Kunst besteht, für die Menge verständlich und doch einnehmend zu reden, sich zu ihrem Gesichtskreise herabzulassen, und das zu treffen, was für sie das edelste und nützlichste ist, ohne kalt, trocken und niedrig zu seyn. Man sieht schon in seinen jugendlichen Kanzelversuchen die Leichtigkeit, die attische Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit seiner Gedanken ihm vor andern so eigenthümlich ist; denn sie unterscheiden sich von seinen spätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen seinen Perioden mehr Länge und eine rednerische Rundung gegeben hat. Zu Bestätigung dieses Urtheils verdienen aus diesen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil **Gellert** gewiß auch darinnen gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Christi: **So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede**, beschreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es so vielen Menschen werde,

 die

die Religion anzunehmen. Man betrachtet sie, sagt der junge Redner, als eine Sache, die nicht schadet, wenn man sie glaubt, die aber sonst in unsre andern Umstände keinen Einfluß habe. Man stößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füssen von sich; man bemüht sich aber auch nicht sehr um dieselben; man glaubt die Lehre Jesu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am Ende des Lebens selig zu werden. Man entschließt sich, in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jesum Christum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geschäfftes, diese Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein standhafter Bekenner Jesu, ein heiliger Streiter, ein Apostel, und so gar entschlossen, ein Märtyrer zu seyn. So plötzlich ist Paulus, der doch ein Muster einer außerordentlichen Bekehrung war, nicht erleuchtet worden; er mußte sich erst unterrichten, überzeugen und stärken lassen; wir hingegen brauchen dieß in unsern Tagen nicht. Wir kommen, wie spielend, zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und gottselig werden. Aber sehet nur diese Minutenchristen an! Wo ist ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch die Werke? Doch wie

kann er anders seyn? Wir sind nur gute Christen in unsern Gedanken, und in der Meynung vom Christenthum. Was uns gefällt, das nehmen wir aus den Geboten Christi an; einer dies, der andere das. Wir theilen uns in seine Befehle, wie die Kriegsknechte in seine Kleider! Aber o wir Thoren! Diese Ordnung des Heils steht nicht in der Schrift, sondern bloß in unserm zerrütteten Gehirne. Warum fürchten wir uns so vor dem Kreuze Christi? Warum gefallen uns seine Dornen nicht? Warum wollen wir nicht aus seinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht sanftmüthig, nicht keusch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeitliche Ergötzung der Sünde gern haben. Aber verlangen wir denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Also wollen wir selig werden; aber doch das thun, was uns nicht selig werden läßt. Das ist eine neue Religion! So unsinnig war selbst der Heiden ihre nicht! Kann es denn also möglich seyn, daß so viele Menschen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von ihrer Religion haben, für deren Wahrheit sie wohl ihr Leben hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, was er glauben muß, der glaubt nicht. Wir sind zu träge und unwillig, die Gebote Jesu zu halten; sie scheinen uns zu schwer. Selbstbeherrscher wollen wir und nicht Unterthanen seyn. Was ist denn zu thun? Die Bibel ist da. Das Wort Gottes foltert solche Menschen heimlich. Sie wollen an-

 ders

ders leben, als sie nach der Lehre Jesu leben sollen; also versuchen sie es entweder gar nicht, lassen es gut seyn und schläfern sich in ihren Sünden ein, oder fangen an, Gott und die Bibel zu läugnen, oder glauben einen Gott und keine Religion, welches Narrheit ist, oder glauben einen Gott und machen sich eine eigne Religion, welches Bosheit ist.

Viele glauben, daß ein Gott sey; sie denken sich aber ihren Schöpfer anders, als er ist; sie wollen einen Gott nach ihrem verderbten Willen haben. Er soll nur gütig, gnädig und barmherzig; aber er soll nicht gerecht seyn. Ja, spricht der Spötter, ich kann das nicht begreifen, daß Christus Gott und auch Mensch sey. Du sollst das nicht begreifen; du sollst es glauben. Wenn du die Ordnung des Heils begreifen könntest, was brauchtest du zu glauben? Die Gesetze deines Verstandes würden dich zwingen, was du begreifest, für wahr zu halten, und der Glaube wäre nicht Glaube. Man spricht, wenn ich der Bibel glaube, so muß ich tausend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich hüten, meinen Nächsten zu beleidigen; ich werde mich nicht selbst rächen dürfen; ich werde mich der strengsten Keuschheit und Mäßigung befleißigen müssen. Aber sage mir, willst du, daß dich jemand beleidigen, jemand hassen, verfolgen und tödten soll? So ein Thor ist noch nicht in der Welt gewesen. Willst du denn, daß dir ein andrer deinen guten Namen, dein Weib,

dei-

deine Tochter, deine Güter und Schätze schänden, rauben, verunehren und entwenden solle? So ein Narr, der das wünschen sollte, hat noch nie gelebt. Sage mir denn, warum willst du andern thun, was andre dir nicht thun sollen? Warum willst du ihre Zufriedenheit stören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn wir alle einander in der Welt aus Liebe dienten; wenn keiner den andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine Feindschaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie glückselig, wie himmlisch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das sind die Befehle und Rechte des Höchsten; dieses steht in der Schrift: Kann es wohl ein Wesen geben, welches uns etwas bessers befehlen könnte? — Die Gottlosen bekümmern sich nicht um das Zukünftige; sie sehn nur auf das, was vor Augen ist, bekümmern sich nicht um ihre Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie verkaufen die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen falschen Schluß; sie glauben, daß sie sterblich sey, um in ihren Unordnungen nicht von der Furcht vor ewigen Strafen gequält zu werden. Sie verwerfen die Lehre Christi und haben sie nie geprüft, die Geschichte unsers Heilandes und haben keine Beweise ihrer Erdichtung; sie haben nichts als lächerliche Lehrsätze. Würdet ihr den nicht

ver-

verlachen, welcher spräche: Es ist kein Luther gewesen, der eine Verbesserung unsrer Kirche unternommen habe; denn ich habe ihn nicht gesehen? Ich habe da nicht gelebt, die Geschichten können trügen. Ein einziger Mann wird so viele Städte und Länder, so viele tausend Seelen nicht durch seine Feder überwältigen. Gehen die Ungläubigen mit der Geschichte Jesu anders um? Haben sie beßre Gründe wider sie, als diese? Schärfere oder eben so unsinnige Beweise, als jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß, ob man so unglückliche Menschen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen, als bestreiten soll.

Diese Stellen, die nicht selten sind, beweisen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägsten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgerissen haben würde. Und doch war er in seinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So sagt er in eben dieser Rede: Wenn du bekehrt bist, so setze dir vor, eher zu sterben, als wieder zu sündigen. Hast du die Sünde gelassen, so fange an, sie zu verfluchen. Widerstehe dem Satan, so flieht er. Fürchte dich vor dir selbst, versuche aber auch deine eigne Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, suche die Einsamkeit, laß dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt, ihr Auserwählten,

ten, kämpfet, ringet, dort ist die offne Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!

Es könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden, die Lebhaftigkeit, welche seine Gedanken begeisterte, zu beweisen; noch einige mögen genug seyn. In einer Rede will er zeigen, daß es thöricht sey, in der Meynung zu arbeiten, daß man allein durch seine Arbeit sich erhalten könne. Es ist thöricht, sagt er, sich selbst ernähren zu wollen; das heißt, sich etwas anmaßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menschen stellen sich an, als ob sie Gott immer in seiner Regierung beystehen müßten. Was sie haben, schreiben sie ihren eignen Bemühungen zu. Sehen sie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; sehen sie das Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen des Herrn von Fett; sind die Gefilde schwanger mit Saaten, quellen die Keltern mit Most: so mögen sie auf die erste Ursache nicht zurückdenken, sie halten das alles lieber für eine Nothwendigkeit der Natur; sie verweilen bey den Geschöpfen, ohne zum Schöpfer aufsteigen zu wollen. Sie merken, daß gewisse Gewächse nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen sie nicht begreifen, warum sie das, wobey auch sie etwas gethan haben, Gott allein zuschreiben sollen. Sie sehen nicht, daß Gott so zu reden nur gewisse Lücken in der Schöpfung gelassen hat, damit es den Menschen nicht an einer nützlichen Beschäfftigung ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es

ist

ist unmöglich, ohne seine Hülfe sich selbst zu erhalten. Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verschließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluren überschwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkehren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre gesammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schloßen in der Luft, welche die Gefilde zerschmettern? Haben wir nichts von theurer Zeit, von Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit Gott die Länder heimsucht? Erhalte dich doch in solchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iß doch, sättige dich, wenn nichts da ist, deinen Hunger zu stillen!

Man kann sich leicht vorstellen, daß in diesen Versuchen nicht alle Gedanken eine gleiche Reihe und Richtigkeit haben. Eben deswegen hat er selbst sie zur Vergessenheit verurtheilt. Man weis indessen aus sichern Erzählungen, daß er an seinem Geburtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht, ihn zu hören. Dieß konnte nicht anders seyn; denn zu seiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling versprach so viel; man mußte von dem Manne nothwendig mehr erwarten.

Seine Umstände erlaubten ihm nicht, sich bloß mit der weitern Ausbildung und Bereicherung seines eignen Geistes zu beschäfftigen. Auf **Valentin Ernst Löschers** Empfehlung übernahm er 1739. auf ein Jahr die Aufsicht über zween junge Herrn von **Lüttichau** unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, ihn zur Universität vorzubereiten, und mit ihm einen seiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg starb. *) Dieses Jahr zählte er unter die gesündesten, glücklichsten und heitersten seines Lebens, und erinnerte sich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit, womit er darinnen seine Pflichten zu erfüllen sich bestrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Lust, war genau in seiner Selbstprüfung, voll Sehnsucht nach der Tugend, und lebhaft in seinem Hasse gegen das Laster; strenge in seinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Ein wenig Meißnerwein, sagt er selbst, mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden gesucht hat, ohne die äußerste Nothwendig-

*) Unvollständige Nachrichten.

digkeit nicht einmal einen Brief geschrieben haben würde. Es kränkte ihn schon, wenn er hörte, daß man an diesem Tage einen Boten von einem Orte zum andern abfertigen wollte; eine Gewissenhaftigkeit, die bey einem ausgebreitetern Ansehen der wahren Frömmigkeit niemand für sehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewissenhaften Feyer dieses Tages verdienen hier angeführt zu werden. Wir gehen, sagt er,*) mit dem Sonntage zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben sey zum Wachsthume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von allen irdischen Geschäfften losreissen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, dasselbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt es auf die ganze Woche stärken, und sich zur rechtschaffenen Ausübung seines Berufes vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch seyst, der du dieses liesest: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an diesem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die

*) Unvollst. Nachr.

die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten, und bemerke die Hindernisse deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie demüthig von ihm, und sey dankbar für diejenigen, die du empfängst. Wir vergessen unsre Schwachheit und unsre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geschäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewisse Zeit festsetzen, unser Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unsre Unwürdigkeit und seine Hoheit zu erkennen. Diesem Geschäffte sollte der Sonntag gewidmet seyn. Er ist der Tag des Gebets und der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch so gut gesinnt, noch so eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das bist, je gewisser du deines Wachsthums im Guten zu werden scheinst, desto leichter kann ein geistlicher Stolz dich überraschen. Uebe dich also am Tage des Herrn in der Demuth, die uns so schwer wird, und sich oft um so viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen scheinen. Versenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daseyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem Glücke, und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deinen frommen Empfindun-

gen einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Wesen abhängst. Empfinde, wie freundlich Gott ist, wie ohnmächtig du ohne ihn bist! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat sey, was du im Leiblichen vermagst; das kann noch Stolz seyn, der für Demuth gehalten zu werden wünscht. Du kannst es Gott zuschreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Brust nähren, daß du es verdienst, vielleicht vor andern durch eine gute Anwendung verdienst. Zerstöre diesen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und scheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile schuldig bist. Für die kleinern gesellschaftlichen Freuden, die du aufopferst, wirst du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmes, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es sich nicht von dem Geräusche irdischer Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kann der Christ zur Erbauung lesen? Wird er dadurch seine Erkenntnisse nicht vermehren? Wird er sich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befestigen? Und soll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forsche also an diesem Tage in der Schrift, lies eine gute Umschreibung und Erklärung derselben; lies die Geschichte der Religion. Wähle unter so vielen Predigten, die dich am meisten rühren. Saurin, Mosheim, Jerusalem,

von

von Acken, Cramer, *) Schlegel, und andre, die ihnen zu gleichen suchen, sind nicht dieses Redner für alle Christen, für starke und für schwache?

Nachdem Gellert seinen Vetter zum nützlichen Gebrauche des akademischen Unterrichtes hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741. nach Leipzig, sowohl um die Aufsicht über ihn fortzusetzen, als auch um sich selbst zum Dienste der Welt noch geschickter zu machen, ohne andre Aussichten zu haben, als die ihm sein Vertrauen zur Vorsehung, und seine Begierde, nützlich zu werden, zeigte. Ich hatte wenig, sagt er selbst, als ich Leipzig zum zweytenmale besuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln lassen. Ich erinneree mich, bey dem Anblicke dieser geliebten Stadt gewünscht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an diesem Orte hinbringen lassen möchte. Dieser Wunsch ist erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig studiren zu können. **Gellert** hatte die Absicht, **Hofmanns** Vorlesungen noch einmal zu hören; so groß war seine Achtung für diesen Philosophen, der aber einige Monate nach seiner Ankunft starb. Von dieser Zeit an beschäfftigte er sich

 mit

*) Die Pflicht eines Geschichtschreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu außerdem nur ein mäßiger Grad von Bescheidenheit gehören würde.

mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung seines eignen Geistes und der Erweiterung seiner Einsichten, wobey er sich auch seiner natürlichen Neigung zur Dichtkunst überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit strebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Gesundheit genug, und konnte bey dem Hange seines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. Hätte ich, sagte er, gelehrt seyn sollen, so hätte ich ein **Mosheim** oder **Ernesti** werden mögen. **Ernesti** ist nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen so weit erhoben, als **Mosheim** über andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft gelesen, oft laut gelesen und oft Stellenweise abgeschrieben habe. Das Französische lernte ich meistens durch eignes Lesen und Uebersetzen. Keine Sprache ist mir leichter geworden, als die Englische, die ich später lernte, als die übrigen, von denen ich einige Kenntniß habe; die Ursache war, ich hatte einen freundschaftlichen **Ebert** zum Lehrer darinnen. Weil er fühlte, daß es seinem Geschmacke an einer gewissen Reife fehlte, so suchte er ihm diese Reife zu geben, um desto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er seinen Geschmack vornehmlich verbessert habe, antwortete er: Besonders durch **Ciceros** Werke, durch den Zuschauer,

schauer, durch Rollins Art, die freyen Künste zu studiren, und in der Folge durch den Umgang mit Gärtnern, und mit meinen andern Freunden, den Verfassern der bremischen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute Rollin! Ich halte sehr viel auf ihn. Außer diesen Alten und Neuern las ich Quintilians Rhetorik und Horazens Dichtkunst. So sehr ich Ovids Leichtigkeit bewunderte, so konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu lesen; er ist schön, und doch unreif. Ich halte das Lesen vornehmlich der Alten zum Geschmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrsamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Lesen der alten Philosophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher stolz als weise und gut machen kann. Ihre Sittensprüche sind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von selbst vortrefflich werden könne. Der Verstand freut sich über die Tugend, die sich der Mensch selbst geben kann; aber das Gewissen widerlegt sehr bald das stolze System, wenn das Herz versucht, durch seine eigne Kraft, fromm zu werden. Seneca ist Stellenweise oft meine Bewunderung gewesen. Las ich ihn im Zusammenhange, so ward er mir nicht selten gleichgültig, und, las ich ihn einige Stunden nach einander, so gar ekelhaft. Gleichwohl war Seneca ein großes Genie; aber wo er klein ist, wird er es durch die Einförmigkeit seines ausschweifenden Witzes und

durch seine so ängstliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man sollte die Alten hauptsächlich wegen ihrer meisterhaften Geschicklichkeit schön zu denken und zu schreiben preisen: aber in den Lobsprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verschwenderisch oder behutsamer seyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket, bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und schläfrige Art ihres Vortrages uns schon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Christenthums an, ohne doch aus Gründen des Christenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derselben, wenn wir sie gelehrt studiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das System aus eignen Kräften fassen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerstehen wir der Kraft, die uns ändern soll, bloß dadurch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen soll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlassen so viele junge Leute das Gebet, gutgesinnte junge Leute, wenn sie nicht heimlich glauben, daß sie sich selbst zur Tugend genug sind? Es ist eine elende Scham, wenn man sich einer höhern Hülfe schämet. Sie wollen dem Geiste Gottes, der unser Herz ändern und heiligen muß, diese Ehre nicht lassen, um sie selbst zu verdienen, richten das Reich einer eiteln

Selbstzufriedenheit in sich auf, glauben, sich beherrschen zu können, fallen in Sicherheit und daraus in Laster, die der Jugend so gefährlich sind. Wollte Gott, man lehrte uns in den frühen Jahren des Lebens die Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns auf das Göttliche und Liebenswürdige, das sie hat, und lehrte uns, daß wir eben diese Religion, wie unser Verstand fortwächst, auch fortstudiren, und ihre Wahrheiten zu beständigen lebendigen Antrieben machen müssen, unser Herz zu bessern, und ohne den Gehorsam gegen ihren Willen keine wahre Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr Licht unsern Verstand in allen Verhältnissen des Lebens das sehen lassen, was unsre Pflicht und unser Glück ist. Wir würden einsehen, daß dieses Leben eine Uebung auf die Ewigkeit seyn müsse; daß es ohne Ewigkeit ein Räthsel und ein Nichts; daß der Glaube an einen göttlichen Erlöser die größte Hoheit des Herzens, die ganze Summe der menschlichen Glückseligkeit und die Weisheit des Himmels sey; daß der, so nicht glauben will, eben der Vernunft entsagen muß, auf die er so gern stolz seyn möchte. Hätten diese Gesinnungen und Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geschlagen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns die Alten, die den menschlichen Geist so sehr verschönern können, nie schaden; sie würden uns nur nützen; der gute Geschmack, den wir ihnen zu danken hätten, und die Gelehrsam-

keit, die wir aus diesen Quellen schöpften, würde eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch ihre Gefälligkeit, den Stolz des menschlichen Verstandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden.

Ohne sich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulassen, sieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung seines Verstandes und seiner Einsichten, sondern, was eines jeden Menschen vornehmste Sorge seyn sollte, eben so eifrig auf die Verbesserung seines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet, und daher kömmt es, daß alle seine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geister von den edelsten und schönsten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Lesern und auch von sich selbst früher oder später zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig gewesen, als die Belustigungen des Verstandes und Witzes erschienen. Der Geschmack ist in Deuschland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag also itzt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, so ist doch gewiß, daß sie eine unerwartete und zugleich nützliche Erscheinung waren, Deutschland in Bewegung setzten, und zur Ausbreitung der Lust zum Lesen angenehmer

und nützlicher Schriften viel beytrugen. **Gellert** ließ sich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verschiedenen prosaischen Abhandlungen in diese Monatschrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfalle gelesen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitschriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurden, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wissen, mit welcher Strenge er diese ersten öffentlichen Versuche seines Geistes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbesserung würdig geachtet, wiewohl ihm auch diese liebenswürdige Härte gegen seine eignen Arbeiten feindselige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten sie so viele sichtbare Schönheiten, daß er, gleich seit seiner ersten Erscheinung unter Deutschlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In jedem neuen Stücke sah man zuerst nach, ob eine Fabel oder Erzählung von **Gellerten** darinnen wäre. Ueberall las man diese, las sie wieder, und wußte sie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts gesucht, nichts studirt zu seyn schien, der sanfte, unschuldige, menschenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen, und bessern wollte, der, ohne zu beleidigen, scherzte, nie mit

Bitterkeit lachte, sondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte so viel Anziehendes, daß der Beyfall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf sich also nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den ältesten Zeiten her für die angenehmste Sprache der Weisheit gehalten worden sind, um so viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß sie ihm glücken, und zugleich ihn seinem Vaterlande werth machen würden.

Um diese Zeit errichtete er mit **Johann Elias Schlegeln**, dessen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundschaft. Diese gründete sich auf die Talente und moralischen Vorzüge dieses Dichters, der zuerst die tragische Muse nach Deutschland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er **Gellerts** beständiger Umgang, eben so bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieser selbst hochgeachtet zu werden wünschte, so konnte er doch andrer Gaben und Verdienste über sich erhaben sehen, oder er schätzte sie vielmehr allezeit höher, als die seinigen. Dieß beweist die Schilderung, die er selbst von seinem geliebten Freunde und von seinen Brüdern entworfen hat. So bald ich **Johann Elias Schlegeln** kennen lernte, sagte er, *) waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrsamkeit, Critik und Genie; damals und

*) Unvollst. Nachr.

und stets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer sehr gefallenden Bildung, und einer Lust zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die schönen Wissenschaften waren seine Freude und sein Fleiß. Gleichwohl sollte er nach dem Verlangen seines würdigen Vaters sich zum Juristen geschickt machen, um die öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber seinem Vater zu gefallen, zwang er sich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb sie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihn aus Bewunderung derselben zu einer öffentlichen Unterstützung verhelfen, um die höchste Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr ist es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig ist und Geist hat, in kurzer Zeit mit seinem Fleiße in den höhern Wissenschaften mehr, als glaublich zu seyn scheint, ausrichten kann. Die Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße gelesen, und las sie noch. Er verstand zugleich die französische, italienische und englische Sprache gut, kannte die besten Schriftsteller darinnen, und hatte diese Kenntnisse sich fast ganz allein zu danken. Da er bey seinem Vetter, Spener, dem sächsischen Gesandten an dem dänischen

Hofe, als gesandtschaftlicher Secretair gebraucht werden, und zu dieser Absicht französisch sowohl gut zu reden als gut zu schreiben wissen sollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides so gut, daß ihn dieser als einen seiner geschicktesten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszusetzen; darauf aber gieng er meistens einen Tag herum, ohne sich zu beschäfftigen, und erholte sich in Gesellschaften. Schlegel stritt von Herzen, wenn man seine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, besser, als sein Kunstrichter zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen glücklich geändert. In seinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerspiele war ihm eine sehr angenehme Beschäfftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft ganz prosaisch aufzusetzen. Ich weis niemanden, der diesen Mann gebildet hatte; sein eignes Genie und Lesen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue, denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernsthaft, lagen tief in seiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und seine Habichtsnase gaben seinem Gesichte ein eben so edles Ansehen, als sein beredtes Auge

das-

dasselbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungestüme fast so oft er sie sah. Für das schöne Geschlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenschaft geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und seine Geliebte hätte seine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt, so würde er diese Neigung der Liebe gegen sie, wie reizend sie auch gewesen wäre, vorgezogen haben. Er las seine Verse gern vor, um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er sie nicht zum Besten. Ich gieng in seiner Gesellschaft seinem Bruder, **Johann Adolph**, als er aus Pforte nach Leipzig kam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieser gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch ist dieser Schlegel ein Freund von mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bruder, den er nicht lange in Leipzig genoß, starb in Soroe, wo er bey der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem Beyfalle gelehrt hatte. Ehre denselben, junge Nachwelt, und lerne von ihm; denn er lernte von den Alten! Der vierte Schlegel, **Johann Heinrich**, in Dännemark an der Universität in Kopenhagen, würde seine Brüder an Güte des Herzens übertreffen, wenn es möglich wäre, sie daran zu übertreffen. Seine Frömmigkeit und das

Lie-

Liebenswürdige seiner Sitten erheben ihn so sehr als sein Verstand, seine Gelehrsamkeit und sein großer Fleiß. Auch der Jüngste ist aller seiner Brüder würdig, und nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das Herz, das dieser hat, das oft unter einer ernsten Miene verborgen liegt und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, ist doch das empfindlichste und gewissenhafteste Herz. Er wollte durchaus, gleich allen meinen Freunden, in seinen Arbeiten und Sitten getadelt seyn; eine herrliche Eigenschaft eines Jünglings! Er tröstete mich oft in meinen hypochondrischen Stunden! Alle diese fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leipzig studirt, und viere davon, welche Ehre sind sie diesen Schulen! Denn obgleich der Aelteste, der sich bloß den Rechten gewidmet hatte, seiner Kenntnisse und seines Herzens wegen ein hochachtungswürdiger Mann war, so hatte er doch nicht die Talente seiner Brüder. Aus einem Hause vier so vortreffliche Geister! Blühe du Geschlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menschen weise und glücklich machen; nie an Beförderern des Geschmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtschaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf seinen Nachkommen, wie er so sichtbar auf seinen Söhnen ruht!

So voll war Gellerts Herz von seinen Freunden, so rührend die Zärtlichkeit, womit er sie liebte. Seine

ne Seele ergoß sich in ihr Lob, wenn er von ihnen sprach, in seinen Briefen, in seinen Gesellschaften, in seinen Vorlesungen. Immer wünschte er, sie von andern eben so hochgeachtet und geliebt zu sehn, als er selbst sie schätzte und liebte, und er schätzte und liebte sie vornehmlich moralischer Vorzüge wegen. Wo er diese entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde sogleich sein ganzes Herz entzündet. Seine Freundschaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entsprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe zur Religion und Rechtschaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen, und mitleidiger kann keine Bekümmerniß seyn, als die seinige war, so oft er mit Menschen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in seiner Macht stand, sie zu bessern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach seiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieser Art bekannt, der, wie man zu sagen pflegte, im Grunde kein böses Herz hat, von der Wollust aber zur Freygeisterey verleitet, und von dieser zu Ausschweifungen hingerissen worden war, die sowohl seine Gesundheit als seine irdische Wohlfarth zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben so schmerzlichen als ekelhaften Krankheit fehlte es ihm sowohl an Gemüthsruhe und Trost, als an Mitteln, sein äu-

ßerliches Leiden sich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger selbst ihrem Körper nöthigen Gelassenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten seine Quaalen, und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünschungen so strafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wieder sich und wieder die Vorsehung ausgestoßen hätte. Gellert, von den schrecklichen Schmerzen seines Körpers, noch mehr aber von dem Elende seiner Seele gerührt, wünschte ein Werkzeuge ihrer Errettung zu werden. In dieser Absicht suchte er sich zuförderst seiner Liebe zu versichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernstlichen Mitleide gegen sein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch sein Herz wider die Religion so feindselig gesinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, sondern floh, so nahm er sich vor, sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Absicht zu haben schien, seine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl seiner Krankheit zu erleichtern. In dieser Absicht that er alles, was er nach seinen Umständen thun konnte, und sammelte, mit aller Schonung seiner äußerlichen Ehre, bey seinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzustehen, welche seine Seele zur Ruhe und zu einem gelassenen und ernstlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen,

was seine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten seine Schmerzen zu besänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in seinem Auge, welches Unglückliche so leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in den seinigen. Das Herz des Kranken wurde nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen so dienstfertigen und mitleidigen Freund die ungestüme Heftigkeit seiner Ungeduld, Gellerts Betrübniß zu schonen, und da es sich erst gegen die Freundschaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begann dasselbe nach und nach empfindsamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es Gellert mit einer zärtlichen Vorsicht und Behutsamkeit aufmerksam zu machen suchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernsthaften Bestrebungen, seine Verzweiflung zu mäßigen, seinen Lippen Gewalt zu thun, und der schrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, sich zu enthalten. Endlich ließ er seinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, sich vor Schmerzen zu vergessen, sondern bat ihn auch um diese ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und sein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verspottet; nun sehnte

er sich nach ihrem Unterrichte und Troste. Seine Gelassenheit und Geduld nahm mit seinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen schien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm schmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Genesung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert sollte die Freude haben, seine Besserung noch mehr zunehmen zu sehen. Er verließ denselben so wenig, als es ihm nur seine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte sich, eben so sehr die Empfindung seiner Unwürdigkeit und einen ernsthaften Abscheu an seinem vorigen Leben, als die Hoffnung seiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebesserte Kranke war indeß seinem Tode näher gekommen, als sein für seine Seele so besorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; dieser ward plötzlich schwächer, ergriff die Hand seines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und starb. Gellert von seinem schnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er sah, rief um Beystand, entfernte sich aber, als er sah, daß es hier seiner Hülfe nicht mehr bedurfte, mit zitternder Freude aus dem Hause, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unsterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man sieht aus dieser Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückseligkeit der Menschen gearbeitet haben

würde, wenn ihm die Beschaffenheit seiner Gesundheit erlaubt hätte, seinem Wunsche nach einem Predigtamte oder Schulamte zu folgen. Noch hatte er über kein sieches Leben zu klagen; aber so gesund war er auch nicht, als man in seinen Jahren zu seyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen festgesetzten und bestimmten Arbeiten eine zuverläßige und beständige Gesundheit nöthig ist, wenn sie ihre Absicht genug erfüllen sollen, so beschloß er, sich dem Unterrichte der akademischen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundschaftliche Verbindung mit ihnen zu setzen hoffte, damit er den Menschen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unsterblichkeit begieriger Geist am liebsten zu nützen wünscht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend giebt es glückliche Umwege zum menschlichen Herzen. Auf diesen wollte sie Gellert dahin führen, oder sie in der Herrschaft, die sie etwa schon über gute junge Gemüther haben möchten, befestigen, obgleich dieses nicht der Erste seiner Endzwecke zu seyn schien. Er setzte sich vor, ihren Geschmack zu bilden, aber auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmacks. In dieser Absicht erwarb er sich die Freyheit auf der Akademie 1744. und 1745. öffentlich zu lehren, nach der Gewohnheit der Universitäten erst durch die

Annahme ihrer höchsten Würde in den freyen Künsten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poesie der Fabeln und der vornehmsten Fabeldichter. Die Geschicklichkeit und Kunst zu unterrichten hatte er sich bereits erworben. Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreistigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermessenheit noch Unverschämtheit genannt seyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einsicht und Geschicklichkeit, die ein Lehrer haben sollte, zu entziehen; die aber denselben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtsame Bescheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte **Gellert** nicht allein durch akademische Vorlesungen, sondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poesie zu seyn schienen, worinnen er die meiste Stärke hätte, so arbeitete er, als die ersten Stücke der bremischen Beyträge 1745. herauskamen, ganz in der Stille an den seinigen, um seine Freunde auf eine angenehme Art zu überraschen. Seine ersten Versuche von Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche so viele Schriftsteller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie denselben gegeben haben würden,

den, wenn ein Mißtrauen gegen sich selbst sie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. **Gellert** kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur seltnen Mißtrauens dieser Art. Er las seine Fabeln seinem Freunde **Gärtner** vor, und dann erst der ganzen Gesellschaft seiner übrigen vertrauten Freunde. Dieses geschah nicht lange nach der ersten Einrückung der preußischen Kriegsvölker in Sachsen. Er verlangte eine genaue und strenge Beurtheilung seiner Arbeit von seinen Freunden. In dieser freundschaftlichen Beschäfftigung ließen sie sich auch dadurch nicht stören, daß zu eben der Zeit seine Wohnung, wo sie in dieser friedlichen Absicht sich versammelt hatten, von einigen preußischen Officieren durchsucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General Sibylsky daselbst versteckt seyn möchte.

Unter seinen damals verfertigten Erzählungen ist die Schilderung einer Betschwester besonders merkwürdig. Diese hatte ihn auf die Gedanken gebracht, seine Gaben zu den Werken des Geschmacks auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich schon **Johann Elias Schlegel** seinen geschäfftigen Müßiggänger und seine Pracht von Landheim in dieser Absicht gearbeitet hatte, so waren doch diese beiden Stücke noch nicht gedruckt. **Gellert** schrieb also sei-

ne Betschwester, und überließ sie seinen Freunden, auf ihr Ersuchen, zur Bekanntmachung in den bremischen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Lustspiel veranlaßt hatte, unterdrücken sollte. Seine Freunde sollten dieß entscheiden, und diese waren der Meynung, daß dieselbe eben sowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieses Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verursachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewisse Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey sie nichts Anstößiges finden würden, wenn dieselben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieser Zärtlichkeit, wenn sie noch unschuldig und nicht selbst eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit ist, in dieser Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwider gewesen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit und sollte sich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottseligkeit bloß im Aeußerlichen, oder in einer ausschweifenden Nachahmung ihres Aeußerlichen suchen, einem ernstlichen Mißfallen und Abscheue daran Preis gegeben zu sehen? Gellert hatte gewiß bey seiner Arbeit diese Absicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur seine Erklärung darüber in der Vorrede zu seinen Schauspielen lesen. Es bedarf hier keiner Untersuchung über die Sittlichkeit des

Thea-

Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieses öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten fast zu einem Bedürfnisse geworden ist. Neuere Philosophen, als **Rousseau** und **Alembert**, und auch neuere Gottesgelehrten sagen sowohl für das Theater, als wider dasselbe so viel Unbestimmtes, wodurch die Entscheidung mehr erschwert als erleichtert wird, daß man sich eine allzulange Ausschweifung erlauben müßte, wenn man die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht setzen sollte. Es mag schwer seyn, zu entscheiden, was getreue Zeichnungen guter und böser, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauspielhause auf die Zuschauer oder im Lesen auf die Leser für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verschiednen Zustand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag schwer seyn, aus dieser Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müssen, wofern sie nicht allein vergnügen, sondern auch nützlich werden wollen. Auch ist es schwer zu entscheiden, wie sehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die Kunst der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorstellung selbst den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Bösen, des Häßlichen, des Verabscheuungswürdigen, des Strafbaren, und des Lächerlichen zum Vortheile einer wahren

ren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle, Schöne und Liebenswürdige machen sollte. Man kann überdieß mit keinem philosophischen, oder theologischen Machtspruche bestimmen, was das Theater durch die Verschuldung der Dichter, oder ohne dieselbe für Wirkungen auf die Leidenschaften der Menschen haben; was es diesen für neue Gestalten oder Wendungen geben könne. Das aber ist gewiß, daß sowohl die Theologen, als andere, welche Christen sind, oder seyn wollen, sich in dieser Sache keinen Ausspruch anmaßen müssen, ehe sie sich wohl geprüft haben, ob sie auch alle zu diesem Richteramte nöthigen Einsichten besitzen; denn es ist sehr bedenklich, über die Moralität solcher Vergnügungen, deren Unschuld doch unter gewissen Voraussetzungen und nach einem gewissen Ideale von ihnen selbst eingestanden wird, in einem entscheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nöthigen Einsichten, so können dergleichen Urtheile sehr leicht schief gerathen, und zu eben so schiefen und anstößigen Gegenurtheilen Gelegenheit geben. Können sich aber wohl diejenigen darauf einlassen, die, wenn sie auch ihre Moral wissen, doch vielleicht von den Werken des Geschmacks, und ihren Wirkungen auf die menschliche Seele, von der Verbindung, worein sie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieser Verbindung, und von der Harmonie einer an sich unschuldigen Belustigung

des Witzes mit der Tugend nicht genug bestimmte Kenntnisse haben? Fehlt es ihnen an diesen, so gehen sie am sichersten, wenn sie für ihre Nebenmenschen sich auf den allgemeinen Rath einschränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beste zu wählen, und bey dem Genusse derselben darauf zu sehen, daß sie ihre eigne Unschuld bewahren und von keiner unmoralischen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche sie nicht gleichgültig seyn dürfen, angesteckt werden mögen, weil sie sonst durch ihre Unfähigkeit, bestimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, sich der Gefahr bloß stellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen bessern moralischen Aussprüche zu veranlassen. Gellert selbst hatte bey seinen theatralischen Arbeiten gewiß die Absicht, am Laster Abscheu, an Fehlern und Thorheiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorstellung zu empfehlen und den Menschen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben so sehr als dem Witze gefallen; man kann also seine Schauspiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anstößig finden, wenn es auch nicht schwer seyn sollte, besonders in der Betschwester, einige Züge, die etwan eine ängstliche Bedenklichkeit hinweg wünschen könnte, auszulöschen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er mit Wahrscheinlichkeit einige Anstößigkeit von diesem Stücke befürchtet, so würde er dasselbe gewiß vor dem Drucke eben

so willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch seine Arbeiten waren, als er eine in Absicht auf die Poesie schöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Anmerkung machte, daß sie einigen Lesern zu frey vorkommen und dem moralischen Nutzen seiner Fabeln schaden könnten. Jedoch diese Gesinnungen seines Herzens können nicht unbekannt seyn. Gleichwohl fanden sich in den spätern Jahren seines Lebens Männer, welche ihn aus guter Absicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwissenheit in dieser Materie, in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieser Art leicht ängstlich werden. Er bat Männer von Einsicht und Frömmigkeit, weil er dem Ausspruche seines eignen Gewissens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er sich auch wohl Vorwürfe über seine Betschwester zu machen hätte; er wünschte auch wirklich mit großem Ernste, ob sie ihn gleich mit sehr guten Gründen zu beruhigen suchten, daß er dieselbe nicht geschrieben haben möchte. Er würde sogar dieses Lustspiel noch vertilgt haben, wenn es in seiner Macht gestanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieses Stückes, sondern aller seiner Schauspiele, den sie als Werke des Geschmackes haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß sie nicht sowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt waren, daß überdieß nicht die Sphäre ei-

nes

nes bearbeiteten Gegenstandes, sondern die glückliche Bearbeitung selbst den Werth davon bestimmt. Dieß ist der Standpunkt, aus dem sie beurtheilet werden müssen; denn die Höfe hatten damals so wenig als itzt ein deutsches Theater. Die Charaktere seiner Lustspiele sind nicht aus einem fremden Himmelsstriche auf deutschen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantasie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, sondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz gesehen zu haben glaubt, weil sie der allgemeinen Beobachtung sich nicht ganz entziehen können, nicht so leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumischt, leichter gefallen und länger unterhalten: so wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meisterhand seyn mußte, welche dieselben so zu schildern und in einem solchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leser und Zuschauer eben so damit beschäfftigt werden, als wenn sie von ihnen zum erstenmal gesehen und beobachtet würden, da er zumal seinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er sagt, weil er selbst mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in seinen Komödien könnte weniger periodisch seyn; allein dieß Periodische, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu seyn scheint, ist vielleicht nicht fehler-

haf-

hafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komische gewinnt durch einen Fehler so wenig, als durch den andern.

Nachdem sein erstes Lustspiel gedruckt worden war, ließ er auch den ersten Band seiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutschland, welches nun erst zu einem bessern Geschmacke gebildet und gewöhnt wurde, sondern auch unter den Nationen, die schon der Empfindung des wahren Schönen in diesen Gedichten gewohnt waren, und darum von dem Werthe solcher Werke sicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verschiedne Uebersetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale blieben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutschen Dichters mit einem Lobe, das um so viel bedeutender war, je zurückhaltender sie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle gegen unsre Nation gewesen sind. Diese Gedichte haben so unstreitige und so sichtbare Vorzüge, daß man sie, wenn Itztlebenden ein solches Urtheil erlaubt werden kann, beständig zu klassischen Werken unsrer Nation zählen wird. Noch immer gehören sie zu den angenehmsten Unterhaltungen einer sich zu einem guten Herzen und Geschmacke bildenden Jugend; noch haben sie den Beyfall eines Geschlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach seinem Gefühle sicherer, als das

unsrige nach Aesthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute Mütter sie ihren sich zum Geschmacke bildenden Töchtern; noch würde sich auch der mürrische Weise schämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu sprechen. Die Wahl und die Erfindung des Innhalts, die Absicht, die Ausführung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verstande, dem Herzen, und dem Geiste des Dichters Ehre. Er erhebt sich nie so hoch, daß er nur von dem scharfsinnigern und gelehrtern Theile der Menschen gesehen werden könnte; er schwebt aber auch nie so nahe an der Erde hin, daß er von ihnen übersehen zu werden verdiente. Im Schmucke seiner Erzählung herrschet eine weise und überlegte Mäßigung, eine Schönheit, welche gefällt, ohne lange vor dem Spiegel gesessen zu haben, allezeit bescheiden; zuweilen aber auf eine angenehme Art nachläßig; nicht eben aus bulerischer Zuversichtlichkeit zu ihren Reizungen, sondern, ohne es doch selbst zu wissen, aus einem geheimen Gefühle, daß sie keiner ausserordentlichen Sorgfalt in ihrem Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und vielleicht auch unter der unsrigen, Kunstrichter, (zum wenigsten wollen sie dafür gehalten seyn) welche für die Größe eines jeden Geistes ihren Maasstab haben, und jedem sinnreichen Werke neben und unter andern seinen von ihren Einsichten und Leidenschaften bestimmten Rang mit einem so entscheidenden Ansehn anwei-

weisen, als wenn ihnen dieses Geschäffte vom Geschmacke selbst aufgetragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß besteht darinn, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine oder die andere Stelle heraus hebt, sie mit ähnlichen Stellen andrer Dichter vergleicht, diesem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, sich dann auf den Dreyfuß setzt, und sein Urtheil ausspricht; eine Kunst, die mit Circens Zauberstabe viel Aehnlichkeit zu haben scheint; denn nach solchen Orakeln sollte es nicht schwer seyn, einem **Homer** seinen Sitz neben dem **Chapelain**, und einem **Phädrus** den seinigen neben **Stoppen** anzuweisen. Ueberhaupt sind solche Aussprüche, besonders wenn es Lobeserhebungen sind, nicht viel besser, als die Urtheile der holländischen Blumisten, die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder der Schönheit erklären, weil sie einen Strich von Farbe haben, welchen andre in ihrer Art eben so schöne Blumen nicht haben.

Wie empfindlich **Gellerten** ihr Tadel gewesen seyn würde, läßt sich itzt nicht entscheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das Ziel gewesen seyn, nach welchem er gestrebt hätte. Mein größter Ehrgeiz, sagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schlesien, besteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten in engerm Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann

von

von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen, und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen. Ein so menschenfreundlicher Dichter konnte sich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachsen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm seine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entschuldigungen seiner Freyheit ersuchte, seine Ladung Brennholz zum Merkmaale seiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Aristoteles studirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz so viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Ursache hatte, sich darüber zu freuen, als er sich den Vorwurf kränken lassen durfte, daß er sich **La Fontainen** zum Muster genommen hätte. Man will, sagt er, *) daß ich **La Fontainen** nachgeahmt habe; ich aber sage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den ersten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademische Probeschrift beweist es. Ich hatte vorher einige seiner Fabeln nicht ohne Mühe gelesen; aber nicht gelesen, um

ihn

*) Unvollst. Nachr.

ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um diese Zeit meine Kenntniß des Französischen nicht so groß, daß ich alle Schönheiten eines so feinen Dichters hätte bemerken können. Ich bin kein La Fontaine; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das stolze Wort brauchen darf, eine gewisse Begeisterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieses war besonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunstgerechter Kenner zu seyn, und, (hier hätte Gellert sich mit La Fontainens Beyspiele trösten können;) zuweilen empfand ich es, ohne zu wissen, daß es das wahre Schöne war. Dieses ist meine Kunst gewesen. Ich hatte kritische Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn sie überzeugten mich. Ich besserte unverdrossen; ich war so klug, nur für Kluge schreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweisen; sie würden, ich gestehe es, oft mehr werth seyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen gesucht hätte.

Noch

Noch vor der Ausgabe des ersten Bandes seiner Fabeln hatte er bereits 1746. sein zweytes Lustspiel, das Loos in der Lotterie, ein poetisches Schäferspiel, Sylvia und das Orakel, verfertiget, dennoch war dieß seinem Fleiße nicht genug. Die Deutschen hatten noch kein Original eines erträglichen moralischen Romanes. Die Franzosen besitzen zwar einen Ueberfluß von erdichteten Geschichten, welche sowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt sind, um in den Stunden der Langenweile müßigen Lesern zu einer angenehmen Belustigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen suchen durch die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entspringt, wenn sie die Gestalt der Geschichte und den Reiz der Wahrscheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenschaften zu bessern, sondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können sich von dem Geiste der irrenden Ritterschaft, und einer gewissen dem Herz nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftsteller von dieser Art finden immer Uebersetzer und Verleger, und müssen einen um so viel größern Einfluß auf die Nation haben, die sie liest, je begieriger und häufiger sie gelesen werden. **Gellert** wollte also einen Versuch machen, ob er diesen so anziehenden Werken des Geschmacks mehr Ernst, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und schrieb 1746. sei-

seine schwedische Gräfinn. Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finstres haben, und verriethe ihn nicht eine gewisse Art des Ausdrucks und der Erzählung, so sollte man kaum glauben, daß seine Fabeln und die schwedische Gräfinn Werke von Einem Verfasser wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, ist das beständige Gepräge seiner Arbeiten, und dieses läßt sich auch hier nicht verkennen; eine billige Critik wird also den ersten Originalversuch in dieser Gattung sinnreicher Werke mit Nachsicht beurtheilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach seiner Zeit in derselben berühmt und unsterblich geworden sind.

Schon um diese Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in seinem ganzen Leben so viel erlitten hat. Bey aller vorsichtigen Enthaltung von Speisen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in seinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt, weder die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geistes zu versäumen, wurde dennoch seine Gesundheit in seinem männlichen Alter nicht besser. Viele Tage seines nützlichen Lebens waren schon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die ersten schmerzlichen Empfindungen

gen seines Uebels gelassen zu ertragen, und sich von der Furcht eines ihm bevorstehenden siechen Lebens nicht niederschlagen zu lassen. Um sich aufzumuntern und zu trösten, nahm er seine Zuflucht zur Religion, bestrebte sich, den Trost, mit dem sie ein schmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und sein menschenfreundliches gegen fremde Noth so empfindsames Herz bewog ihn, die aus dieser Quelle geschöpften tröstenden Vorstellungen, in seinen **Trostgründen wider ein sieches Leben**, 1747. auch andern mitzutheilen. Man nahm sie mit einem gleichen Beyfalle, als seine übrigen Arbeiten, auf, übersetzte sie in verschiedne Sprachen, und Formey in Berlin erweiterte sie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Trostgründen ist ein Gemälde, zu dem er die meisten Züge von sich selbst genommen hat, und dieses muß um so viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden ist, mit denen er schon fast täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber sie konnten seinen Eifer, der akademischen Jugend durch seinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht schwächen. Er wußte sich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche seines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spatziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölze des Rosenthals erquicket, so arbeitete er zu ihrem Nutzen

und Vergnügen an seinem Schreibpulte, sammelte, vermehrte und verbesserte seine Lustspiele, die er 1747. in einem Bande zusammen drucken ließ, und gab der Welt zugleich 1748. einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu diesen bekannte er mit einer bescheidnen Offenherzigkeit sein Vergnügen über die günstige Aufnahme des ersten Theils. Ich weis, sagt er, für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu seyn, als durch ein offenherziges Geständniß meiner Freude darüber. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen: man muß sich aller der Bemühungen, durch die man seinen Schriften das Leben gab, aller der Aenderungen und Verbesserungen derselben, die oft mehr Arbeit kosten, als das Ganze, und auch aller der Stellen und Einfälle bewußt seyn, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen wegstrich, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine schätzbare Belohnung, was dem Dichter schon eine zufriedne Miene, womit sich ein verständiger Leser bey dieser oder jener Stelle glücklich aufhält, für ein Lobspruch und ein Beweis ist, daß man die Natur nicht verfehlt, und bey seiner Munterkeit die Ruhe des Wohlstandes und der Erbarkeit nicht gestört habe. Werde ich aber auch, fuhr er fort, was ich durch den ersten

Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth; allein man schließe auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben, und man wird selten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Nach diesem Geständnisse seiner Empfindungen entdeckt er die Ursachen seiner Frage, ob er mit diesem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem ersten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunstrichter sehr unterrichtende Weise. Die Welt hat für ihn entschieden, und die Nachwelt wird die Entscheidung bestätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den ersten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erhöhen können, sie noch übertreffen. Vielleicht scheint in diesem Urtheile die Sprache der Freundschaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geistes, die im Ganzen schön und so sichtbar bestimmt sind, die Menschen zugleich zu ergötzen und zu verbessern, kann kein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke seines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu sprechen, sie ihres Ruhmes berauben zu

wollen, und sich ein Verdienst daraus zu machen, oder eine kritische Größe darinnen zu finden, dazu scheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtschaffene in die Seele deß, der ihn hat, errö-then muß; vor dem aber niemand mehr erröthen sollte, als wer sich dessen schuldig weis. Die besten Werke haben ihre schwachen Seiten, haben Flecken; vor diesen muß man warnen; diese zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geist erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geister, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen sie, und vornehmlich verdient sie der gute Gebrauch derselben. Wenn man diese aus den Augen setzt, so vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menschlichen Geschlechte selbst schuldig ist, dessen Freund niemand mehr seyn konnte, als es **Gellert** war.

Ungefähr sieben Jahre lang lebte er mit seinen vertrauten Freunden, den Verfassern der Beyträge in einer Verbindung, die sowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen, Gaben, Absichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinschaftlichen Freundschaft nur selten möglich ist. Nunmehr waren sie fast alle von einander getrennt. **Zachariä**, **Giesecke** und **Klopstock** hatten Leipzig verlassen; **Conrad Arnold Schmidt** wurde nach Lüneburg, **Gärtner** und **Ebert** nach Braunschweig, **Cramer**

nach

nach Cröllwitz, und Johann Adolf Schlegel nach Pforta gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in seines Freundes Gesellschaft. Diese allgemeine Zerstreuung seiner Geliebten war ihm um so viel empfindlicher, je mehr er sich unter dem Gefühle seines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle desselben wurden häufiger und heftiger, ohne seinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu schwächen, indem er denselben nicht aussetzte, wenn auch seine Tage noch so traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von seinem Freunde Rabener dazu bewogen, theils auf eine Sammlung seiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung seiner Lehrgedichte, unter denen der Stolz das älteste zu seyn scheint.

Rabener hatte schon lang gewünscht, daß die Deutschen zu einer freyen und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in so mancherley Arten von Geschäfften und Verbindungen so viele Briefe empfieng, und so viele schreiben mußte, empfand vor andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß Niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbesserung und zur Verbannung des ihm so verhaßten weitschweifigen Canzeleystyls auszurichten, als ein von der Nation eben so geliebter, als bewunderter Autor, wie Gellert war.

Weil er aber die Abneigung desselben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, so suchte er ihn durch eine freundschaftliche List zu diesem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden. *) Er that Gellerten den Antrag, in seiner Gesellschaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von andern Freunden zu verlangen. Unter dieser Bedingung ließ sich sein erst ganz unentschlossener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundinn auf ihr Verlangen Abschriften gegeben hatte, diejenigen auszusuchen, die ihm zu dieser Absicht bequem zu seyn schienen. Rabener, sehr zufrieden mit seinem deutschen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach seinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fieng nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden sollten, aufzufordern. Gellert, unfähig seinen Freunden zu versagen, was sie ernstlich wünschten, ließ sich auch zu dieser Arbeit überreden, und nun drang Rabener so lange in ihn, bis er denselben zur Bekanntmachung sowohl seiner Abhandlung, als seiner von ihm gebilligten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er selbst davon in seiner Vorrede sagt. Es wäre eine sehr kritische Unbilligkeit, von einem Gellert in der Lage, worinn er sich befand, solche Briefe zu verlangen, als Cicero, Pli=

*) Unvollst. Nachr.

Plinius oder eine Sevigne geschrieben haben. Briefe von einem römischen Consul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen steht, müssen von einem anziehendern Innhalte seyn, als die Briefe eines akademischen Gelehrten. Freylich bestimmen nicht sowohl die Größe die Wichtigkeit, und der innre Werth des Stoffes, als vielmehr der Geist und die Bearbeitung das Verdienst des Künstlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch ist es für die Güte seiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es also gleich schönere Briefe, als Gellerts Briefe sind, so folget doch daraus nicht, daß sich ihr Verfasser, oder Deutschland derselben zu schämen habe. Eben so wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum besser als die seinigen sind, weil ihre Verfasser mehr Mühe anwenden, als er that, sinnreich zu schreiben, und den Leser durch unerwartete, durch höfische oder launische Einfälle zu überraschen. Er machte seine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Absicht, andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorsatze, ein allgemeines Muster aller Briefe zu werden. Von dieser Seite betrachtet, werden sie stets schätzbar bleiben; schätzbarer aber sind sie für diejenigen, die in den

Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und scharfsinnigen, sondern auch den guten Mann zu sehen wünschen; denn diesen finden sie auch in denen Briefen, von welchen selbst strengere Richter unter seinen Freunden wünschen möchten, daß er sie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt ist. Er selbst war weit davon entfernt, das Fehlerhafte seiner Briefe zu verkennen. Er hätte sie auch gern verbessert, wenn ihm der Zustand seiner Gesundheit solches zugelassen hätte. Als 1768. seine Werke zusammengedruckt wurden, schrieb er an Schlegeln: An wirkliche Verbesserungen des Textes, liebster Schlegel, ist nicht zu denken, und doch möchte ich insonderheit in den Lustspielen und in den Briefen vieles geändert wissen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, diese anzusehen. Aber ich versichere Sie, ich bin völlig ungeschickt, auch kleine Verbesserungen vorzunehmen, und ich wünschte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften veranstaltet würde, sondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode sie zusammen herausgeben, verbessern und einen großen Theil derselben wegwerfen wollte. Wer billiger Empfindungen fähig ist, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von solchen Gesinnungen die Critik über seine Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreundlichkeit und Härte, sondern bis zur Beschimpfung zu übertreiben.

Auf

Auf die Ausgabe seiner Briefe folgten 1754. seine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er schon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte. Die Deutschen hatten seit einiger Zeit angefangen, fast in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeisterung und eine höhere, stärkere, und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrscht. Man darf sich also nicht wundern, daß sie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erscheinung seiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen, als er mit seinen jugendlichern Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geistes zärtlicher lieben, als ihre besten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von sich gedemüthiget zu werden, sondern bloß aus einer gewissen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweisende Gedichte gern lesen. Wenn man sein Geständniß gefodert hätte, so würde er gestanden haben, daß er nun weder die blühende Phantasie, noch die Hitze des Geistes mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet sehen möchte; hätte er sie aber auch gehabt, so würde er nach seiner Absicht sich weder der einen noch der andern überlassen haben, wenn dieselben auch seinen Vorsatz eine höhe-

re Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte sie nur deutlich, nur mit Empfindung sagen, weil er wünschte, daß das Herz des Lesers aufmerksamer auf die Wahrheiten, die er sagen wollte, als auf Schmuck seines Ausdruckes seyn möchte; überzeugt, daß sie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunst gefallen müßten, wenn sie gleich in einem kostbarern und blendendern Kleide den Geschmack mehr vergnügen könnten. Diese Wirkungen werden sie allezeit haben. Es ist unmöglich, seinen Christen zu lesen, ohne sich in dem Wunsche und Entschlusse, ein Christ zu seyn, gestärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an starken und schimmernden Farben; sie hat aber bey ihrer sanften Farbenmischung eine stille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man sie ansieht. Die Empfindung erhebt sich nicht bis zur Begeisterung, nicht bis zur Leidenschaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze eines Sommertages. Diese kann einen feurigern Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewissen Grad kann sie sehr angenehm seyn; sie kann aber auch sehr leicht ganz unerträglich werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß man seine Lehrgedichte betrachten. Ein wahres, obgleich nur sanftes ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er schrieb besonders den

Chri=

Christen mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Christenthums, und vollendete ihn bey seinen akademischen Beschäfftigungen in eilf Tagen. „Möchte ich dieses Gedichte doch, wünschte er, bey „der Vollendung desselben, zu meiner eigenen Ruhe „verfertiget haben! Möchte mich der Gedanke davon „in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, laß es „nur meiner Seele zum Vortheile dienen! *)

Mit gleich edlen und frommen Wünschen arbeitete er schon seit einiger Zeit an geistlichen Liedern. Diese Arbeit war seinem Herzen noch die feyerlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäfftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen sprechen sollten, an seinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillstand in dieser Arbeit, in der Absicht und Erwartung, die Gesinnungen, die er durch seine Lieder in seinem Mitchristen erwecken wollte, in seiner Seele stärker werden zu lassen. Nun will ich, schreibt er in seinem Tagebuche, einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch bessern Empfindungen kommen. Glaubte er dieselben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, so bestrebte er sich, sie auch so auszudrücken, als

nach

*) Tageb. v. 1754.

nach seiner Kenntniß des menschlichen Herzens die meisten Christen dergleichen Gesinnungen haben können. Er richtete sich, um den Nutzen seiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen Maaße ihrer Einsichten und der Kräfte ihres Verstandes, wie auch ihres Gefühls, als nach denjenigen, welche einem ungewöhnlichern und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Gesänge unempfindlich zu seyn, welche höhern Fähigkeiten angemessen sind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf seine Lieder; gleichwohl wollte er dieselben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil seiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und sie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgesehen und verbessert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbst, Kopenhagen, Berlin und Braunschweig, denen er sie zusendete, theilten ihm verschiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er sie dem Drucke überließ. Er sprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweist, wie sehr er gewünscht hat, seinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. Unter meinen Freunden, schreibt er in einem Briefe, haben sich Professor Schlegel in Zerbst und mein lieber Heyer besonders verdient gemacht. Jener hat sie mehr als drey-

mal lesen, kritisiren und wieder lesen müssen, und er hat sein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit besondrer Scharfsichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken! Dieser hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbesserungen derselben den Muth sinken lassen wollte. Der treffliche Mann! Bald ist er mein Censor, bald mein Abschreiber gewesen. Gott gebe, daß diese Lieder ihre Absicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da seyn werde. Es ist unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu seyn, oder sie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch sie Beweise seines Mangels an Genie wären, zu retten. Die allgemeine Erbauung, die sie gestiftet haben und stiften werden, ist für einen solchen Vorwurf Beschämung und Widerlegung genug. Sie drücken seinen ganzen Charakter aus. Man sieht darinnen seine Empfindung des Praktischen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimnissen so leicht fand, seinen redlichen Willen, so gut zu seyn, als diese himmlische Lehrerinn die Menschen machen soll, seine ungeheuchelte Demuth, seine Mäßigung in seinen Wünschen, seine zärtliche Menschenliebe und seine eben so ernstliche Begierde, alle seine Brüder unter der wohlthätigen Herrschaft der Gottseligkeit und Tugend glücklich zu sehen. Ueberall reden sie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verständlich ist, die Phantasie nicht mit vie-

len reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Diese Beschaffenheit haben selbst seine Lehrlieder, welche entweder ernstliche Monologen und Ermahnungen an sich selbst sind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundschaftlichen Unterweisung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfasser sich seine Art zu denken und zu empfinden gar nicht vorgestellt, oder ein Ideal von geistlichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem sich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun ist. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts Liedern beweiset die Unrichtigkeit dieses Urtheils. Indessen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieses Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünschte, hindern oder schwächen möchte. Diese Furcht aber mußte selbst bey ihm verschwinden, weil es das einzige Urtheil in seiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und diese mußte ihn beruhigen. Man kann dieselbe nicht stärker empfinden und ausdrücken, als sein Freund Rabener that, und zwar in einem Briefe an ihn, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derselbe dem Charakter seines Herzens eben so sehr zur Ehre gereicht, als den Liedern seines Freundes. „Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert,

schreibt

schreibt er, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte ansehen wollen. Sie haben ihn ganz, diesen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Lesern versagen wird, welcher nicht so unglücklich ist, ein Feind von Religion und Witze zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war: aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen. Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden.

Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn dererjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sey. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird. So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bey denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen. Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch schätzbarer ist, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. **Voltäre** kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern, und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der **Voltäre** erbauen,

bauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, so bald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt. Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber **Gellert**, und doch empfinde ich bey aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe; wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortrefflicher Freund sind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorsagen, die ich keinem andern vorsagen würde, da sie so viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben: Aber Sie, guter **Gellert**, Sie kennen Ihren **Rabener**, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind. Ob ich Ihre Entschließung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sey nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten

Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unsern Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bey der Universität gewiß solche Umstände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verschaffen. Tausendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen! Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe schließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehn? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können? Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat."

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf seinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beiden protestantischen Kirchen. Gleich nach ihrer Erscheinung wurden sie in die neuen Liedersammlungen aufgenommen, wel-

che damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienst besorgt wurden. Die reformirten Gemeinen in Leipzig und Bremen thaten eben dieses, und diesen Beyspielen sind seit der Zeit mehr Gemeinen beider Kirchen gefolgt. Auch unter der römischkatholischen Geistlichkeit haben viele sie nach ihrem Werthe zu schätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leser der bessern deutschen Schriftsteller erwarten sollte, war ein frommer Landgeistlicher so davon gerühret worden, daß er dieses nicht allein dem Verfasser schriftlich bezeugte, sondern ihn auch sehr ernstlich zum Uebergange zur römischen Kirche zu bewegen suchte; in der Meynung, daß derselbe von der Nothwendigkeit der guten Werke besser denken müßte, als Luther, dessen Lehre er bloß aus seinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controversisten zu kennen schien. Dieses gab unserm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern Vorstellungen von unserm Lehrbegriffe behülflich zu seyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen. Selbst aus einem großen und mächtigen Hause in Mayland erhielt er durch einen Geistlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmische, sehr rührende Versicherungen von der Erbauung, die seine Lieder daselbst stifteten, und von dem dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle seine Schriften, vornehmlich aber auch für seine geistlichen Lieder gewidmet hätte.

Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich seyn können, was auch die öffentliche und herrschende Religion für äußerliche Verfassungen und Gesetze veranlaßt haben mag: So waren auch seine Schriften in katholischen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholische Schriftsteller zu lesen untersagt. In Wien, wo damals noch mit besondrer Strenge über die Beobachtung dieses Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geistliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf seinen Reisen sich aus denselben erbaute. Dieser befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, sie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in diesem Stücke keiner übertriebnen Nachsicht und Gelindigkeit beschuldigen wird, beruhigte den Reisenden, der ihm seine Verlegenheit entdeckte, über seine Furcht, und antwortete ihm: Diese Schriften gehet unser Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke.

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an seinen geistlichen Liedern arbeitete, beschäfftigte ihn zugleich 1756. die Sammlung seiner vermischten Schriften. Diese wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnsucht eines Buchhändlers abgedrungen, der seine von ihm selbst längst verworfenen Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen mit einigen darinnen befindlichen prosaischen Abhandlungen unter seinem Namen zusammen drucken lassen wollte, und

und auch sein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorstellungen, wodurch **Gellert** schon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hatte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten seiner Jugend auf den Geschmack haben könnten, wenn er sie zu billigen schiene, entschloß er sich, auf den Rath eines seiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbesserung werth zu seyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine strenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen prosaischen Stücke mit bessern Ausarbeitungen zu ersetzen. Er wendete viel Fleiß darauf, um seine Leser auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten, aber nicht ohne Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieser Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte Ursache, sich über eine solche Gewaltthätigkeit der Gewinnsucht zu beklagen. Man müßte indeß mit diesem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden seyn, wenn eine so kühne Unbilligkeit immer so glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter diesen Arbeiten waren, seitdem er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre seines so rühmlich beschäff-

tigten Lebens verflossen. So nützlich auch seine Schriften den Deutschen wurden, so waren sie doch nur Beschäfftigungen seiner Nebenstunden; denn den größten Theil seiner Zeit wendete er auf die Unterweisung und Bildung der Studirenden. Er führte sie zu den schönen Wissenschaften an, erklärte ihnen die Gesetze der Dichtkunst und Beredtsamkeit, übte sie in Ausarbeitung nach ihren Regeln, und gewöhnte sie einem gesunden und richtigen Geschmacke in ihren Aufsätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorlesungen fanden besonders unter dem Adel, der aus verschiedenen Ländern nach Leipzig kam und daselbst studirte, einen so großen Beyfall, daß derselbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerksamkeit bey seinen Unterweisungen wetteiferte. Gellert hatte kein öffentliches Amt suchen wollen. Theils meynte er, seiner schwächlichen Gesundheit wegen zur Verwaltung desselben nicht Kraft und Munterkeit des Geistes genug zu haben; theils glaubte er auch aus Bescheidenheit, der Hof habe nicht Ursache, vor andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienste selten entgegen kommen, und dasselbe noch seltner aufzusuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, Gellert aber jenes nicht seyn wollte, und dieses nicht werden konnte; So mußte doch der Hof

durch seinen ausgebreiteten Ruhm aufmerksam auf seine Verdienste um die Akademie werden. Die Regierung verlangte selbst, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philosophie ansuchen sollte, und er ließ sich auch besonders durch seine vertrautere Freunde, Rabenern und Wagnern, dazu überreden. Er erhielt dasselbe 1751. mit einem Gehalte und hielt nunmehr auch öffentliche Vorlesungen über die Dichtkunst und Beredtsamkeit vor sehr zahlreichen Versammlungen von Zuhörern. Diese Arbeiten schienen zwar besonders nur die Aufklärung und Verschönerung ihres Verstandes zum Endzwecke zu haben; allein er wußte sie und seinen Umgang mit den Studirenden so einzurichten, daß er dadurch zur Besserung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten eben so viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten; denn sie hatten alle einen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen seines sichtbaren und standhaften Eifers, sie nicht allein weiser, sondern auch liebenswüdiger zu machen. Sie wünschten seine Achtung zu gewinnen, und schon dieser Wunsch konnte sie von Ausschweisungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben so aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr sorgfältiger und gewissenhafter Lehrer zu seyn suchte. Ein solcher Lehrer mußte viel über sie vermögen, da er sich be-

müßte, wenn er ihnen mit einem sanften und liebreichen Ernste Frömmigkeit und Rechtschaffenheit als die sichersten Wege zur Glückseligkeit anpries, seinen Ermahnungen ihren angenehmsten Reiz und den stärksten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge seines eignen Beyspiels zu geben. **Gellert** hielt keine seiner Vorlesungen, wie geläufig ihm auch ihr Innhalt war, ohne sich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu seinem Gedächtnisse und zu seinen Geschicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu sagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, sondern auch dem Ausdrucke nach; unermüdet in seinem Fleiße, beides immer sowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch seine Aufmerksamkeit auf dasjenige, was seinen eignen Einsichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen seiner Zuhörer zu erweitern und zu verschönern. Dennoch las er wenig von seinem Papiere, und sprach mit einem so freyen als angenehmen Anstande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünstelt und natürlich zu seyn, waren die herrschenden Vorzüge seines Vortrages. Unnöthige Ausschweifungen erlaubte er sich eben so wenig, als ruhmredige Empfehlungen seines Unterrichts oder Verunglimpfungen andrer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künste haßte, wodurch zuweilen akademi-

demische Lehrer Aufmerksamkeit und Beyfall zu erhalten suchen. Dadurch wurden seine Vorlesungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten sucht, sondern auch der Tugend, welche bessern will, und derjenigen Bescheidenheit, welche Weisheit und Tugend verschönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die sich unter seiner Anleitung im Schreiben übten, mit einer solchen weisen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder schwächere Köpfe durch eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommener zu werden, abschreckte, noch durch ein unvorsichtiges und übertriebenes Lob glücklichere Geister zu einem eiteln Mißtrauen und zur Vernachläßigung ihrer größern Gaben verleitete. Je mehr sie Kenntnisse und Geschicklichkeiten erlangten, desto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er suchte sie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geschicklichkeit zu erhalten. Deswegen gestand er oft von seinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem sehr zufrieden gewesen wäre. Er bewies auch solches durch genaue Beurtheilungen dessen, was er für fehlerhaft erkannte, um seine Schüler durch diese Härte gegen sich selbst vor aller eitlen Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieser Beschreibung seiner akademischen Bemühungen nicht das Vorurtheil der Freundschaft,

son=

sondern die Wahrheit rede; daß dieselben das waren, was sie nach ihrer Bestimmung seyn sollten, das wissen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Absichten seiner Vorlesungen beweisen die Entwürfe von den Anreden an seine Zuhörer, mit denen er seinen Unterricht anzufangen oder zu beschließen pflegte. So nöthig auch die Regeln der Beredtsamkeit und Poesie sind, sagte er in einer solchen Vorrede zu seinen Unterweisungen in beiden Künsten, so ist es doch gewiß, daß sie uns die Kraft gut zu denken und gut zu schreiben nicht ertheilen. Sie sind Gesetze, zum allgemeinen Besten der Schreibart gegeben; Gesetze, die man wissen muß, aber auch Gesetze, die eine kluge und vorsichtige Anwendung erfodern, und die gleich den bürgerlichen Gesetzen eingeschränkt, erweitert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müssen, wenn der Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter leiden soll. Man kann die Regeln der prosaischen und poetischen Beredtsamkeit nicht allein mit dem Gedächtnisse, sondern auch mit dem Verstande gefaßt haben, sich im Schreiben nach ihnen richten, und doch trotz aller guten Regeln schlecht schreiben; auch oft um so viel schlechter, je genauer man der Regel zu folgen meynt. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel immer die Frage übrig, ob die Absicht des Werkes, das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nachdrückliche und das

Rüh-

Rührende erreicht worden ist. Die Entscheidung dieser Frage gehört vor den Richterstuhl nicht der Regel, sondern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieser Geist der Beurtheilung und Empfindung muß in unsern Werken denken und reden, wenn sie beredt seyn sollen. Die Uebung darinnen ist insonderheit eine Pflicht unsrer ersten Jahre, wenn wir wollen glücklich schreiben lernen; meine Pflicht ist, Sie, meine Herren, zu dieser Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete Ihnen deswegen in diesen öffentlichen Stunden meine Critik an, und verspreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetische oder prosaische seyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größre Reden, kleine oder größre Gedichte, und ich finde es für gut, so werde ich sie öffentlich vorlesen, und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten; aber niemals den Namen des Verfassers ohne seine Einwilligung nennen. Ist die Arbeit zum Vorlesen nicht glücklich genug gerathen, so will ich dem Verfasser meine Meynung in geheim sagen; denn es ist nicht meine Absicht zu beschämen, sondern zu rathen. Muntre und scherzhafte Aufsätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreyen

und ungesitteten zu erhalten — Dann und wann gedenke ich auch ein schönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzugehen; denn die Bemerkung des meisterhaften Schönen ist die beste Uebung des Verstandes und des Geschmackes; auch werde ich den Ekel am Schlechten zu erwecken zuweilen eine schlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verstand und gelehrte Kenntnisse haben; wer diese Eigenschaften besitzt, braucht keinen Anführer, und wer diese nicht besitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poesie ist eine sehr gemeine Krankheit unsrer ersten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen sagen, was **Aristoteles**, **Horaz**, **Vida** und **Boileau** zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieses kennen und empfinden, so werden Sie keine Lust haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden. Eine andre Anrede, womit er seine Vorlesungen über die Regeln der Dichtkunst beschloß, machet der Einsicht und dem Herzen des Lehrers eben so viel Ehre. Wie glücklich, sagte er, werde ich mich schätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen gewesen sind, und ich Ihnen wenigstens bewiesen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geschmack in der Poesie verdient machen möchte.

Ich habe Ihnen zeigen wollen, was die Poesie sey; ich habe Ihnen die Bestimmungen und Grundrisse, die Farben und den Ton der verschiednen Arten von Gedichten zu zeigen gesucht; kurz, ich habe Ihnen die Poesie der Sachen und die Poesie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen wollen. Es ist wahr, diese Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgesetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, so werden Ihnen diese Regeln nicht unnützlich seyn; die Regeln der Kunst werden dasselbe leiten, und die Beyspiele werden es noch mehr begeistern. Diejenigen, welchen, soll ich sagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu seyn nicht bestimmt ist, können unsern Unterricht auf eine andre Art nützen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leser der Dichter werden, ohne selbst dichten zu können. Es ist falsch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache selbst nicht besser machen kann. Unsre Regeln oder die Kenntniß der Poesie wird Ihnen einen gewissen Nutzen in der Beredtsamkeit zuwege bringen. Die Verwandtschaft beider Künste ist nur gar zu groß. Ich habe Ihnen insbesondre die löbliche und große Begierde, sich beurtheilen und tadeln zu lassen, eigen zu machen gesucht. Ich habe selbst diese Uebung angestellt und oft auf meine Kosten. Lesen Sie die besten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie sich nicht mit eignen Aus-

arbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen strengen Ernst der Vernunft. Lassen Sie Ihre Arbeiten von Kennern lesen, prüfen, und bessern sie sorgfältig. Vergeben Sie sich nichts und denken Sie stets, sich in dieser Arbeit zu stärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß ist, als daß er durch nachlässige Versuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menschen bessern und erweitern; wenn wir Gegenstände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch seine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen sich freuet und betrübt, mit ihnen hofft und fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu sichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig sind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Verstande zugleich das Herz beschäfftigen. Der Poet muß sich also selbst in seinem Verstande aufklären, und sein Herz zum Guten erhitzen. Der Geschmack der Natur, der Vernünftigen und der Gesitteten, das ist sein Ziel. Er muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beyfall singen, wofern Sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft

kunft Ehre und Unsterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, so sey Ihr Scherz selbst noch lehrreich, oder doch unschuldig und die Heiterkeit Ihres Witzes müsse sich stets mit dem Ernste der guten Sitten und des Wohlstandes vertragen. Spotten Sie, so treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menschen, noch tausendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menschen weise und glücklich machen soll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlösers erhalten haben; ich meyne die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unseliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein sinnreicher Bösewicht seyn, und seinen Schöpfer, seinen Erlöser vergessen, um ein Dichter zu seyn. Ein Dichter, der sich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz seiner Poesie ein unschuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der diesen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach seinem Tode anrichtet, ist dieser nicht ein unendlich größrer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmischer? Ehren Sie Gott durch Ihre Poesie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen ausbreiten. Verherrlichen Sie seine Majestät selbst durch Ihre Gesänge und erheben Sie Ihr

Herz durch die Vorstellungen von ihm zu Gedanken und Empfindungen, die alles andre übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie sich der Gottesgelahrtheit widmen, gute geistliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Gesang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derselben entflammt werden können.

Unter so edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben schon lange durch das schreckliche Uebel der Hypochondrie ein beständiges Leiden. Dieses Uebel hatte bereits seit dem Jahre 1752. besonders im Sommer angefangen, seine Seele mehr als sonst zu verwunden. Er hielt zwar immer eine strenge Diät, vorsichtig in seiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung; und dennoch waren seine Tage ängstlich und trübe, seine Nächte aber unruhig und voll schreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquickte. Seine Brust litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte seines Geistes wurden von der beschwerlichsten körperlichen Verdrossenheit zu allen seinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand selten die Munterkeit, welche einen gesunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Leibes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit breitete sich aus der verborgenen Quelle seines

nes siechen Lebens über sein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß schien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie sehr er auch seine Phantasie durch Vernunft und Religion zu beherrschen wußte, so erfüllte doch dieselbe seine Seele mit lauter traurigen und schwarzen Bildern und erregte Vorstellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten seiner vorzüglichen Wahl und Liebe schienen vor seinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelassen ist, kämpft mit seinen Leiden und sucht sie standhaft zu ertrageu. Er hütete sich deswegen sorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn seine Schwachheit hinderte, seine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottseligkeit und Andacht, nach seinem Wunsche zusammen zu halten, sie vor Zerstreuungen zu bewahren, und diese Pflichten mit voller Lust und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunst und Hülfe der Aerzte linderte sein Uebel nur selten; der Gebrauch sowohl des Lauchstädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahre nach einander als 1753. und 1754. besuchte, verschaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er sich davon versprochen hatte. *) Mein Aufenthalt im Bade,

*) Tageb. v. 1754.

wohin mich der rechtschaffene D. Tilling in Annaberg begleitete, schreibt er von seiner zweyten Reise, war nicht angenehm. Gleich nach den ersten Tagen kam der Wunsch in mein Herz wieder wegzureisen, und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundschaft erwiesen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß sey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieser Reise verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Gesundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, sey Ehre und Herrlichkeit! Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, seine Gesundheit leidlich, wenn er gleich die schwermüthigen Aengstlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunst überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend, noch die sonst so heilsame Bewegung kleiner Reisen, wodurch er sich aufzuheitern suchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geschäfften, noch die Zerstreuung des Gemüths durch verschiedne neue Bekanntschaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn so sorgfältige Achtung und Liebe seiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit seines gegen sie so empfindsamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein seine Seele versank, vertreiben oder so sehr schwächen, daß sein Geist einen Theil seiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war schon zufrieden, wenn sein Uebel zuweilen zu ruhen schien; wenn nur von Zeit zu Zeit ei-

einige heitre Stunden die finstern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je schmerzhafter ihm diese nur selten unterbrochene Leiden, besonders deswegen seyn mußten, weil ihm so gar die Religion die Tröstungen und Aufheiterungen zu verweigern schien, die er in einem beständigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets suchte; desto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengstlichkeit sorgfältig, alle nachtheiligen Einflüsse davon auf die Frömmigkeit und Begierde seiner Seele nach der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, auf seine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf seine Treue in seinen Geschäfften zu verhüten. Deswegen befliß er sich einer sorgfältigen Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und aller Bewegungen seines Herzens; aufmerksam auf alles was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen; immer auf seiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche ein sieches Leben zu begleiten pflegt, damit sein Umgang weder seinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu bessern unabläßig bemüht war, beschwerlich würde; damit auch unter seiner unwillkührlichen bloß körperlichen Verdrießlichkeit, welche seine Seele wider seinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß sol-

ches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte, auf seiner Stirn, in seinem trauernden Auge, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die so schnell einnahm, und noch mehr freute man sich, daß sein liebreiches Herz und seine Begierde, seinen Nebenmenschen angenehm zu seyn, selbst durch alle Wolken, womit die Empfindung seiner Leiden sein Aeußerliches verdunkelte, hindurchschimmerte und dieselben aufhellte. Doch nichts war sichtbarer, als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten. Seine Aufmerksamkeit, ihre Namen in seinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für sie anzuzeichnen, ist ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlösung. Schien ihm gleich sein Gefühl ihrer Wahrheiten und seine Andacht nicht feurig genug zu seyn, wovon er die Ursache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen sie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu suchte; so bestrebte er sich doch immer den Wunsch stärkere Em-

pfin-

pfindungen der Frömmigkeit zu haben und sie in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er sich seine hypochondrische Unlustigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, noch von den ordentlichen Arbeiten seines Berufes abhalten. Keine Anstrengung seiner Kräfte war ernstlicher als die Mühe, die er anwendete, über die Zerstreuungen seiner Gedanken zu siegen, die ihn unter der Erfüllung dieser Pflichten unverschuldeter Weise überfielen; immer besorgt, daß sie verschuldet werden möchten, wenn er nicht mit seinem ganzen Vermögen wider sie kämpfte. In der Sorge für seine Gesundheit beobachtete er eine sich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darinnen die Vergrößerung seiner Leiden selbst zu verursachen. Er hatte sich gewöhnt, sein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzusetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieses nachtheilig wäre, enthielt er sich dessen wider seine Gewohnheit und Neigung dazu, um seine Phantasie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als seine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er gestand seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran, und bemühte sich eifrig, alle Regungen derselben in ihrem ersten Ursprunge zu ersticken. Das

Gute, was er that, wünschte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er seiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner Schuldigkeit genug zu thun sich bestrebt habe. So gewissenhaft er unter seinen Leiden immer vollkommner in seinen Gesinnungen zu werden suchte, so redlich waren seine Bemühungen, andre zu bessern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn sie ihm nicht vergeblich zu seyn schienen; immer eben so geschäfftig als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen, und sie von den Ausschweifungen, die sie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger seyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, so konnte auch nichts aufrichtiger und inniger seyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Besserung verursachte.

Dieses Vergnügen, die Liebe so vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung seines Herzens gegründete Vertrauen so vieler Aeltern, welche nicht besser für ihre Söhne sorgen zu können glaubten, als wenn sie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufsicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Gesinnungen derjenigen, die er unterwiesen und gebessert

sert hatte, und die stärksten Versicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen seiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröstungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem stillen Herzen und in gelassener Ergebenheit zu leiden und in seinen eifrigen Bestrebungen nützlich zu werden durch seine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorsehung, die er mit so ernstlicher Gewissenhaftigkeit stets vor Augen zu haben suchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtschaffene Gelehrte oft andern nützlich werden, ohne es selbst zu wissen, oder auch vermuthen zu können: So machen auch zuweilen ihre Verdienste auf edelgesinnte Herzen so wirksame Eindrücke, daß sie dadurch zu den schönsten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. **Gellert** hat davon verschiedene ihm sehr angenehme Erfahrungen gehabt. So schrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schlesien, der Herr von **Craussen**, an ihn, und versprach ihm aus Achtung und Liebe einen ansehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürsten Ehre machen würde, und als **Gellert** solches mit eben so viel Dankbarkeit als Bescheidenheit von sich ablehnte, so ertheilte sein großmüthiger Freund denselben seiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein so zärtlicher Sohn unter die vornehmsten Glückseligkeiten seines

Lebens rechnete. Wenn er davon sprach, so geschah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil diese Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieses großmüthigen Mannes gegen seine Tugend war. So selten eine solche Güte des Herzens ist, so selten ist auch die Dankbarkeit, womit ein junger preußischer Officier Gellerten auf die angenehmste Weise überraschte. *) Das Herz dieses edlen Mannes war durch seine Schriften gebessert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, ihm seine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieser Dankbarkeit durchdrungen suchte er ihm bey seinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbschaft von fünf bis sechs tausend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. Gellert sprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit war. Ach! fieng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an: Sie wissen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, sagt Gellert, der diese Begebenheit seinem Freunde dem Grafen von B. meldet, druckte er mir ein Papier mit

*) Im J. 1754. S. Gellerts Brief an den Gr. M. v. B.

mit Gelde in die Hand. „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen habe?" — Nun ich ruhe nicht; Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Itzt kommt Ihr Freund; lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. Ich, fährt **Gellert** in seiner Erzählung fort, ich nahm das Geschenke, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschrack ich zum zweytenmale. Dieses frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seelen,) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn; daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich, sagte ich bey mir selber? Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben,

ben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Sollst du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelaßner, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet; er will als ein Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört.

Gellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsterheit und Schwere seines Hauptes und über

be-

beschwerlichere Anfälle seines Uebels zu klagen. Allein dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Leiden erneuerten sich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieser Art seinen Muth aufrecht und stärkten ihn, in seinem Bestreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beschäfftigte er sein Gemüth oft mit den feyerlichsten Betrachtungen der Ewigkeit. *) Seine einsamen Spatziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Absicht ihm durch ein beständig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit seines mit vieler Angst beschwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelassener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle seiner Schwermuth zu werden. Er bestrebte sich durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Gesinnungen sein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den besten und vortrefflichsten Absichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß diese allein ein sicherer Grund von der Beständigkeit in

*) Unvollst. Nachr.

in der Rechtschaffenheit und Tugend sind. Darum bemühte er sich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht sey, zu thun, was recht und gut ist, immer in seiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieser Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Diese Art zu denken suchte er nicht allein selbst zu haben, sondern auch andern mitzutheilen. Lassen Sie, schreibt er an einen seiner edlen Freunde, das Geräusch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weis, wie viel dazu gehört, unter tausend Verführungen dem Ehrgeize und der Wollust zu widerstehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: In seinen lebhaftesten Jahren, im Angesichte des Hofes hat er über den falschen Reize der Wollust und der betrüglichen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewissens triumphirt! Wenn Sie diesen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit sich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund segnen, der Ihnen nichts schöners zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen suchen und in denselben ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es giebt elende Geschöpfe, die unsre Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geschöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre

re Verdienste weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu sich, bis zu ihren Ausschweifungen zu erniedrigen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu diesen Sittensprüchen begeistert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen seyn; aber so sind sie Ausflüsse eines Herzens, das sie hochachtet und liebet; das sie gern ewig lieben und bewundern will. Nach dieser würdigen Art zu denken, die er in andern zu erwecken suchte, strebte er selbst zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu seyn wünschte, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen seine Freunde nur darüber, daß ihm dieses eben wegen seiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall seiner Nebenmenschen nicht leichter wurde. Kein Schriftsteller, wenn er auch noch so viel Fleiß auf seine Arbeiten wendet, auch noch so reine und vortreffliche Absichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelsüchtigen Critik sicher seyn werde. Es finden sich immer Feinde ihres Verdienstes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, sondern auch selbst den moralischen Charakter des Verfassers verdächtig zu machen suchen. Dieses Schicksal traf Gellerten nicht allein nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben. Er wurde, ich weis nicht, in welcher Schrift, sowohl über seine Aufsätze selbst, als über die Redlichkeit seiner Gesinnungen und Absichten ange-

gegriffen. Eine Beleidigung dieser Art konnte ihm nicht anders als sehr empfindlich seyn; er suchte sie aber mit Gelassenheit zu ertragen, ob er gleich gestand, daß ihm dieses Ueberwindung kostete. Ich will, schreibt er in seinem Tagebuche, die Schrift ansehen, als ob sie nicht in der Welt wäre; man kann schmähen und spotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten. Die Welt mag entscheiden, zu welcher Classe von Schriftstellern ich gehöre. In einem Briefe 1755 sagt er von diesem Angriffe: Der Baron von * soll der Verfasser der Schrift seyn, worinnen ich so gemißhandelt bin. Womit kann ich doch diesen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es ist unmöglich; sonst würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendesten der Menschen nicht gern begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der andre kein ehrlicher Mann wäre! O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelassenheit! die Geduld! Doch was wären sie, wenn sie nicht so viel kostete? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Psalmen wünsche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, so bemühe ich mich zu denken, daß selbst unser Feind uns weise machen soll. Mancher auf gleiche Weise beleidigter Schriftsteller schweigt, weil er seinen Tadler verachtet; **Gellert** schwieg, ohne gegen einen solchen Angriff

griff gleichgültig zu seyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, sich in der Gelassenheit und Demüthigung seiner selbst zu üben.

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der seit einiger Zeit 1757. den größten Theil von Deutschland und andre benachbarte Reiche seine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Versuches, ob er sich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande seine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er seine Arbeiten, die zeither seine Seele in einer beständigen Anstrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um sowohl des Umganges dieses Herrn und seiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, seiner Gemahlinn und seiner Familie zu genießen, deren ihnen so rühmliche und so beständige Freundschaft er unter die vorzüglichsten und schätzbarsten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten sich die Armeen dieser Gegend, und er mußte sie auf einige Tage nach Eisenberg begleiten. Als er in ihrer Gesellschaft nach Bonau zurückgekommen war, erkältete er sich bey einem späten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu seinen geliebtern Freunden gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenstechen, welches von einem so star-

starken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er selbst, sondern auch seine Freunde Ursache hatten, seinen Tod zu befürchten. Allein er sollte der Welt noch länger dienen und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorsehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beystand, die sorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieser Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geschicklichkeit seines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerksamkeit des preußischen Befehlshabers in dieser Stadt, die Boten, welche, dieses geliebten Kranken wegen, dahin geschickt wurden, auf keine Weise aufhalten zu lassen, die zärtliche Besorgniß seiner Freunde, die ihn von Leipzig aus besuchten, waren Wohlthaten, die sein Herz mit brünstiger Dankbarkeit erfüllten. Er sprach von wenig Begebenheiten seines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieser Errettung. O mein Liebster, schrieb er an einen Freund, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bey gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom Himmel stärkt! Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieses neugeschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie

lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch so lange dauerte, wie bald wird es gleich den vorigen Tagen verschwunden seyn! Mit dergleichen Gesinnungen nahm er das Leben zurück, das er schon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem seinigen, welcher schon seit so vielen Jahren gelitten hatte, konnte sich von einem solchen Angriffe nur langsam wieder erholen, und völlig erholete er sich nie davon. Mit seiner zurückkehrenden Gesundheit erneuerte sich auch sein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größre Erleichterung dieses Uebels vorher sah, entschloß er sich, wieder nach Leipzig zu gehen und sich seinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlassen.

Einige Monate nach seiner Zurückkunft erhielt er 1758. die Nachricht von dem Tode eines seiner geliebten jüngern Freunde des Barons von Cronegk, dessen Verlust ihm um so viel empfindlicher war, je mehr er nicht allein von seinen vorzüglichen Gaben, sondern auch von seinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. Cronegk, schreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereist war, an den Grafen M. v. Br., unser Cronegk ist uns den ersten Tag in diesem Jahre entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt! Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das

ger, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete und weinte! Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Todbette noch an verschiedne seiner Freunde in Anspach geschrieben und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzt, in welcher ich seinen Geist mehr bewundre, als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofcaplan Rabe, den andern Utz, der Dichter, und der dritte soll einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler sein Glück zu machen. Mir hat er sein Porträt und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen und soll die Stelle eines liebreichen und anmuthsvollen Freundes vertreten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, sehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er so rühmliche Fußtapfen einge-

druck

drückt hat. Gellert, welcher sehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn sie die höhern Stände der menschlichen Gesellschaft erhebt und schmückt, redete allezeit mit Rührung von seinem Cronegk; auch in seinen Vorlesungen, worinnen er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit sie durch Beyspiele aus ihrem eignen Stande desto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtschaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf diese Weise suchte er alles zu nutzen, was die sittlichen Wirkungen seines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher; obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verschiednen europäischen Ländern, besonders aber aus den nordischen Reichen nach Leipzig kam, um sich seine Unterweisungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die schönen Wissenschaften gelesen. Verschiedne in seinen Werken befindliche Reden an seine Zuhörer bezeugen, wie sorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch diese Unterweisungen so moralisch einzurichten, als sie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er schon einigemal Fordycens Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieser Schriftsteller die Sittenlehre nach Hutchesons Grundsätzen aus der

Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend herleitete. Dieß aber that seinem Verlangen, die akademische Jugend durch seine Bemühungen zur Rechtschaffenheit und zu edlen Sitten anzuführen, noch kein Genüge. Er entschloß sich deswegen, selbst besondre Vorlesungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünschte zwar noch immer Gedichte von ihm zu lesen; man machte ihm so gar freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poesie ganz aufgegeben zu haben schien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geist genug mehr bey sich wahrzunehmen. Ich empfinde, schreibt er an seinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr schreiben soll. Sagen Sie es also, daß man mir über meine Pausen in meiner poetischen Autorschaft keine Vorwürfe machen müsse; daß niemand verbunden seyn könne, mehr zu dichten; wenn er nicht mehr dichten kann; daß es auch ein Verdienst sey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht wie Pope sagt, die letzten heefigten Tropfen seines Genies auszupressen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Existenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig und was leicht ist, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott ist der Herr von unsern Schicksalen, und unser ist die Pflicht, uns in De-

muth

muth auch da zu unterwerfen, wo es uns schwer ankömmt unsre Umstände zu ertragen. Sie sind allezeit besser, als wir sie verdienen, und oft verliert nur unsre Eigenliebe, unser Stolz und nicht unser Glück dabey. Dieß waren seine herrschenden und täglichen Gesinnungen, als er seine eigne Vorlesungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem sie angehört wurde, und die Zahl derer, welche sich von diesem liebenswürdigen Mentor in den Lehren der praktischen Weisheit unterrichten ließen, übertraf seine Erwartungen so weit, daß auch deswegen diese Beschäfftigung seines Lehramtes eine seiner geliebtesten Arbeiten wurde. Ihr Werth ist durch den Nutzen, welcher dadurch gestiftet worden ist, so bestätigt, daß derjenige, welcher sich wider ihn erkären wollte, sich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen Unwillens Preis geben würde. Akademische Unterweisungen in der Moral müssen freylich nicht in Homilien ausarten; allein sie können methodisch seyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wissenschaft des Lebens läßt sich gründlich vortragen, ohne sich ein tiefsinniges Ansehen zu geben. Wenn man sich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe desselben bis auf ihre kleinsten Fasern zergliedert, so kann man doch den Menschen so sehr mit sich selbst, mit seinen Verhältnissen und Pflichten bekannt machen, als er seines Glückes wegen

gen werden muß, um über seine Schuldigkeit richtig denken und die Vorschriften der Weisheit, denen er folgen soll, zulänglich kennen zu lernen. Moralische Unterweisungen müssen den Schmuck nicht suchen, noch viel weniger damit überladen seyn. Aber doch werden sie durch Zierlichkeit und Anmuth, den Tugenden, die sie lehren, so wenig nachtheilig seyn, daß dieselben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wissenschaft sollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewisse Begeisterung seiner Seele für sie verräth, oder wenn sie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, als in den abgebrochenen einsylbigten Orakelsprüchen eines Chrysippus redet? Man hat freylich bey diesem mehr zu rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt sich leicht entscheiden. Gellert war, besonders für die vornehmere akademische Jugend ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in seinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menschen bekannt und immer gegenwärtig seyn sollte, als auf das Neue und Ausserordentliche sah; weil er dem, was in der Moral zwar leicht zu verstehen, aber schwer auszuüben ist, den Reiz gab, wodurch es die Menschen in der Aufmerksamkeit darauf erhalten kann, weil er zwar nur die Moral der Philosophie lehrte, aber einer Philosophie, die in der Schule des Christenthums unterrichtet, mehr

Licht,

Licht, und zugleich mehr Kraft zu bessern hat; weil er endlich ihnen die Religion der Offenbarung mit einer rührenden Erkenntlichkeit gegen sie, als eine Führerinn anpries, die dem Wanderer die sichersten Wege zeigt, und ihn zugleich die nöthige Stärke zum Wandel auf diesem Wege mittheilt.

Diese neuen Verdienste um die studirende Jugend erhöhten seinen Ruhm und breiteten denselben immer weiter aus. Das wahrhaftig christliche Genie des Schriftstellers hatte ihn gegründet; der Eifer, die Treue und das Beyspiel des öffentlichen Lehrers erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademische Gelehrte werden sich rühmen können, in ihren Vorlesungen so viele Zuhörer gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl stieg oft auf vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht allein auf dem Catheder. Sein persönlicher Umgang, (und jedermann hatte einen so freyen Zutritt zu ihm, als wenn er sein einziger Umgang gewesen wäre,) seine Miene, seine zwar kurzen aber immer überlegten Gespräche und selbst sein bedeutendes Stillschweigen waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen spielte, gewissermaßen so lehrreich, als seine Vorlesungen. Er vermochte über die akademische Jugend so viel, daß man das Laster auch darum scheute, weil man dadurch aus seiner Gesellschaft ausgeschlossen oder zu seiner Beschämung nicht von ihm bemerkt und unterschieden zu werden fürchtete. In der Nähe und

in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtschaffenen Hofmeister für seine Familie wünschte, verlangte ihn von Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu diesem Amte vorschlug, um so viel vorsichtiger, je leichter man sich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey sein Augenmerk vorzüglich auf den sittlichen Charakter derjenigen, welche er vorschlug. Er gab sich auch viel Mühe, gute Hofmeister zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in besondern Stunden öffentliche Vorlesungen über die Pflichten derselben, sondern machte es sich auch zum Geschäffte, ihnen sowohl auf seinem Zimmer, als in seiner Correspondenz mit ihnen dazu mit guten Rathschlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu seyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienste war, desto mehr Dienste foderte man von ihm. In Leipzig war seit dem Anfange des Kriegs wegen der verschiedenen Armeen, welche Sachsen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Frem-

den, unter denen er durch seine Schriften so bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem Geräusche der Waffen Vorzüge, wie die seinigen, wenig Aufmerksamkeit zu erregen pflegen, so wurde er dennoch von allen denen besucht, die Religion und Geschmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, sagen zu können, daß sie den Mann, der vor andern der Liebling seiner Nation war, gesehen, gesprochen und gehört hätten. Nicht selten fanden sich bey seinen Vorlesungen so viele Officiere in seinem Hörsaale ein, als wenn derselbe das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre. Die königlichen Prinzen des preußischen Hauses, Carl und Heinrich, erwiesen ihm die Ehre sich mit ihm zu unterreden. Er sprach von diesen Prinzen wegen der Menschenfreundlichkeit und Gnade, womit sie Sachsen vor allen unnöthigen Plagen des Krieges zu beschützen und ihnen die nothwendigen Beschwerden desselben auf alle Weise erträglich zu machen suchten, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. Ich bin, schreibt er an eine seiner Freundinnen, gestern auf Verlangen bey dem Prinzen Heinrich gewesen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. — Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Last des Krieges erleichtert hat. Dieses gefiel ihm — Haben sie nichts für sich zu wünschen? sprach er, ich möch-

te ihnen gern dienen — Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortsetzung Ihrer unverdienten Gnade — Kann ich nicht ihren Freunden, oder denen, die ihnen lieb sind, dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beständig Wohlthaten erwiesen. Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm nach dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von Kalkreuter zum Geschenke machte. Alle Welt weis Friedrichs Unterredung mit ihm, worinnen der Dichter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und sehr zu seinem Vortheile als ein zugleich bescheidner und freyer vaterländischer Mann erscheint, der das rühmliche Urtheil verdiente, welches dieser Monarch von ihm gefällt hat. Diese Ehre, die oft nicht nur witzigen Köpfen, sondern auch wohl denen, die Philosophen seyn wollten, gefährlich geworden ist, bewies, wie ausgebreitet der Ruf seines Namens und seiner Verdienste war. Die Achtung für diese war es auch, welche den General Hülsen bewog, seinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derselben erfahren zu lassen. Unser Städtchen, schrieb seine Schwester an ihn, ist mit einer sehr leichten Einquartierung belegt worden, und der General hat dem Rathe ausdrücklich sagen lassen, dieses geschähe aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine

Schriften. Solche außerordentliche Zeugnisse von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrte die Hochachtung gegen ihn bey denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten, sehen, der ihm nachfolgt. Diesen konnte er eben deswegen um so viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er sich indeß um die Universität gemacht hatte, so war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derselben; nicht weil die Regierung seiner hätte vergessen können, sondern bloß deswegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt worden war. Selbst Ausländer von großem Ansehen bemühten sich um die Erhöhung seines Gehaltes. Der englische Gesandte **Mitchel** that solches ohne sein Vorwissen mit vielem Eifer. **Gellert** verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er suchte aber auch die Wirkung seines Vorspruches von sich abzulehnen. Ich kann versichern, schreibt er an den Grafen M. v. Br., daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich suche kein Amt; ich bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Gesandten selbst gesagt, allein umsonst. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten

bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet.

Unterdessen wurde durch das Absterben D. **Müllers**, eines zu seiner Zeit nicht unberühmten Philosophen, ein ordentliches philosophisches Lehramt erledigt. Sogleich schrieb ein angesehener Beförderer der Wissenschaften aus Dresden an ihn, daß die Regierung entschlossen wäre, seine Verdienste nun mit diesem Amte auf eine anständige Weise zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er dasselbe annehmen wollte oder nicht. Alle seine Freunde, **Ernesti**, **Wagner** und besonders **Rabener** drangen mit großem Ernste in ihn, eine der Absicht der Regierung gemäße Entschließung zu fassen. Da er alles, was er zu den eingeschränkten Bedürfnissen seines Lebens brauchte, größtentheils bloß seinem Fleiße zu danken hatte, so konnte ein sicheres und gewisses Einkommen bey seinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren besorglichen Folgen, sehr angenehm seyn. Allein diese Betrachtung vermochte so wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorstellungen und Bitten seiner Freunde ungeachtet, von sich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch sein Eifer war, der Universität zu nützen, so hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes so hohe und strenge Begriffe, daß er seiner

ner Kränklichkeit wegen dieselben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewissens hielt, sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. Was können Sie mir, schrieb er an den Grafen M. v. Br., durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünsche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Bescheidenheit ausgeschlagen; nichts weniger, gütiger Graf, sondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewissen. Warum sollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Ursachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigensinn den Rath und die gütige Fürsorge meiner Freunde und Gönner verwerfen. Das weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und sähen meine Beschwerungen, die ich insonderheit seit zwey Jahren dulde, die kranke Brust, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtnisses, die mir die geringsten Arbeiten zur Last macht; ich weis gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, wenigen in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751. die Pro-

fession

fession hätte suchen sollen, so würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761. halte ich es für Pflicht, sie zu verbitten. Meine Freunde denken als Gesunde; da haben sie recht. Ich denke und leide als ein Kranker; da habe ich auch recht. Mein Entschluß ist nicht Flucht vor der Arbeit; das beweist mein zeitheriges Schreiben und Lesen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht schämen, wenn ich glaubte, ich hätte sie und setzte mich selber in Unruhen und Umstände, die ich hätte vermeiden können.

Diese dringenden Vorstellungen hatten die Wirkung, die er wünschte, und er war dafür so dankbar, als man es für eine große Wohlthat seyn kann. Indeß ließ er von seinem Fleiße in seinem Unterrichte so wenig nach, daß er sich vielmehr, besonders auch in seinen öffentlichen Vorlesungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachläßigen, fast über sein Vermögen anstrengte, damit er selbst den geringsten Schatten des Argwohns, daß er seine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nutzen vorzöge, von sich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für seine Bedürfnisse, für seine Bequemlichkeit und sein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ sich mit völliger Zuversicht auf die Vorsehung, ohne etwas Außerordentliches zu erwarten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednen Gemüthe

nur

nur selten an den Nöthigen gebrechen könne. Zu diesem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweisen ihrer Güte sehr starke Ermunterungen. Einer seiner geliebtesten Schüler, der Herr Graf **Moritz von Brühl**, gab ihm schon seit einigen Jahren (1762) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß **Gellerts** erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, so viel ich weis, erst nach seinem Tode bekannt wurde. Es vergieng fast kein Jahr, wo ihm nicht auf der Post ansehnliche Geschenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugesendet wurden. Diejenigen, die sie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieselben bloß zur Schonung seiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die bescheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentliches Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Deutschland einen seiner ersten und besten Geschichtschreiber, Leipzig aber eine seiner vornehmsten Zierden der Akademie in seinem **Mascov** verlohr, erhielt **Gellert** denjenigen Gnadengehalt, welchen dieser große Mann gehabt hatte. Dieses war eine neue Gelegenheit für **Gellerten**, zu beweisen, wie uneigennützig und bescheiden seine Art zu denken war. Die Pension, die mir bestimmt wird, schrieb

er an seinen geliebten Grafen M. v. Br., so bald er von dem Entschlusse des Hofes benachrichtigt worden war, ist groß, und ich muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß sie ist, als gestern, da mirs mein Bruder gesagt hat. Sie beträgt vierhundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebster Graf, wünsche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müssen sich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes schon seit zehn Jahren eine Pension von hundert Thalern genieße. Wenn ich diese beiden Pensionen zusammen genösse, so hätte ich jährlich 585. Thaler. Nein, das ist zu viel; mehr als ich wünsche. Von dieser Summe kann noch ein rechtschaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte also, liebster Graf, man setzte die Pension auf vierhundert Thaler; auf diese Weise bekäme ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, so wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünschte. Er erhielt die ihm bestimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademischen Jugend besonders durch seine Gesellschaft und seine Unterhaltungen mit ihr angenehm und nützlich zu werden.

Als nach dem Tode des Königs **Augusts**, Friedrich Christian die Regierung antrat, ein Fürst, von dessen großen und einnehmenden Eigenschaften Sachsen die Wiederherstellung seiner vormaligen Glückseligkeit sich mit so vielem Rechte versprach, weil er mehr als der Herr, weil er der Vater, der Wohlthäter und der Tröster seines so viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, so richtete er eine seiner ersten Sorgen auf die Wissenschaften, deren Flor in seinem Lande dasselbe zu allen Zeiten von andern deutschen Ländern unterschieden hat. Er suchte den Glanz, den sie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vorzüglichen Talenten und Verdiensten bestimmte. Dieser liebenswürdige Fürst gab von diesen Gesinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweise, als viele Könige, welche sich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite gesetzt sähen, in dem längsten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch **Gellerts** Werth und Verdienst zu einer Zeit, wo seine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfarth zu heilen, so eifrig waren, als wenn sie seine einzigen Sorgen gewesen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die stärksten Versicherungen seiner gnädigen Achtung, sondern auch durch ein ansehnliches Geschenk, um seinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geschicklichkeit,

Rechtschaffenheit und gemeinnützige Unverdrossenheit für ihre Bemühungen, die Wissenschaften und die Tugend zu befördern, von seinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein so väterlich gesinnter Fürst war eines langen Lebens so würdig, als die allgemeinen Thränen der Sachsen, womit sein früher Verlust beweinet wurde. **Gellert** trauerte mit ihnen, und und beklagte sich bey seinem Tode zum erstenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlassen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines so guten Fürsten haben muß. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Gesinnungen seines Vaters gegen ihn. Die Churfürstinn, eine eifrige Gönnerinn der Wissenschaften, wußte seine Verdienste nach ihrem Werthe zu schätzen. Die Prinzen **Albrecht** und **Clemens** und die Prinzessinn **Christina** versicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben so viel Ehre machen, als ihrem Geiste und Geschmacke. So sehr er in seinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, so viel Liebe fand er auch außer demselben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dännemark, aus Ungarn erhielt er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder seine Schüler gewesen waren, oder ihn seiner Schriften wegen hochschätzten, ansehnliche Geschenke. Der Herr von **Rochau**, auf Reckan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beständigen Briefwechsel mit ihm,

son-

sondern gab ihm auch jährlich, aller seiner Weigerung ungeachtet, Beweise einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In diesen Umständen hätte **Gellert**, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden liessen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben schien, was ein so bescheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein gottseliges Herz, daß die Ursache derselben nicht bloß in den Leiden seines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem starken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menschen versicherten Wohlthaten entspringt. Je stärker aber dieses Verlangen war, desto weniger getraute er sich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genusse dieses Glückes auch eine

gewisse Art von Gesundheit, die ihm fehlte, erfodert würde. Zwar pries er schon seit langer Zeit am Schlusse eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieses als eine der vornehmsten, daß er durch seine Kraft vor vorsetzlichen Unordnungen des Herzens und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl schien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung seiner selbst über seinen geistlichen Zustand nicht genug zu seyn, weil er seinem Gebete, seinen Uebungen der Gottseligkeit, seinen Gedanken an die Ewigkeit, seinen Glauben und seinen Bestreben nach der innern Unsträflichkeit seiner Seele mehr Eifer und Stärke wünschte, als er bey seiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigsten erlaubte sich ein solches Urtheil niemals, sondern hielt eine gewisse Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geistlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten seiner Seele, als für Wirkungen seines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moralischen Beschaffenheit dieses Mangels von Lebhaftigkeit in seinen Empfindungen ihn zu einer Nachsicht gegen sich selbst verleiten möchte, welche seinen Bestrebungen nach einer größern Vollkommenheit darinnen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, sich in einer beständigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an sich selbst zu bemerken glaubte, zu erhalten. Diese Bemühung aber, die ein beständiges und oft

schmerz-

schmerzhaftes Gefühl seiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth seiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche er an sich wahrzunehmen glaubte, vermehrten sich mit seiner Aufmerksamkeit auf seine Gedanken; und so gar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen seines Herzens. Er sah in der Vergleichung derselben mit den Forderungen der Religion, mehr auf diese, als auf seine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit sich selbst unzufrieden. Er hatte zwar, wenn sein Körper weniger litt, heitre Stunden und in diesen auch stärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß wenn er auch die Last seiner Leiden noch so sehr empfand, dennoch Gesicht und Stimme sich gleich veränderten, stark und heiter wurden, so bald man das Gespräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er sich nicht, solche Veränderungen als ein günstiges Vorurtheil für seine moralische Rechtschaffenheit anzusehen, wenn ihm in seinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Diese Härte wider sich selbst war vielleicht übertrieben; sie war aber wegen der Quelle, woraus sie entsprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieser Strenge seine Hoffnung, immer besser zu werden, nicht auf seine Stärke, sondern auf die göttliche Gnade gründete, so sicherte ihn dieselbe vor der Gefahr, sich für vollkommner zu halten, als

er sonst wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meynung von sich entspringen, und seine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beschäfftigung mit dem, was dem Menschen allezeit das wichtigste seyn sollte, wurde dadurch gestärkt, und er ward um so viel vorsichtiger bey allem, was er sich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was sie einem jeden seyn sollte, sein liebstes Buch. Was er in diesem göttlichen Buche, was er in andern geistlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer sorgfältigen Anwendung auf sich selbst und suchte dadurch seine Gesinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich sein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er sich wünschte, so unterließ er dasselbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey sich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß sein Geist nicht Stärke genug hätte, seine Gedanken damit so lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte ers sichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch seine Fertigkeit zu diesem der christlichen Rechtschaffenheit so heilsamen Geschäffte eine neue Stärke erhielt. Alle diese Bemühungen siegten freylich nicht über alle Bekümmernisse, zu dem ein beständiger Anlaß und Reiz in seiner Hypochondrie war; sie vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unverdrossensten Ausübung

übung seiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menschen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenig Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde also ein neues Beyspiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelassenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig sind, wenn sie auch den Genuß der Glückseligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit bestimmt ist. Sie läutern die menschliche Tugend, damit sie ein lehrreiches Beyspiel für diejenigen seyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derselben immer auf Gott und auf seine gütigen Absichten dabey sieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn sie auch nicht mit Beständigkeit freudig seyn kann. Dieses erfuhr auch Gellert, der ungeachtet seiner sich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren seines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückseligkeit und Freude grenzt, nach welcher er so lange geschmachtet hatte. Diese Veränderung zeiget sich, ob er gleich selbst nicht darauf geachtet zu haben scheint, in seinen Tagebüchern sehr deutlich; denn sie werden kürzer, als die vorhergehenden sind, weil sie weniger Klagen über die Unruhen und Beängsti-

gungen seiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen seiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt sich zwar darinnen fast bis an das Ende seines Lebens über seinen schwachen Glauben, über seinen Unmuth, über die Dunkelheit seines Geistes, über die Erstorbenheit seines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht sich nicht mehr, oder doch viel seltner solche schwermüthige Vorwürfe, als er sich vordem so oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Gesinnungen herrschet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er selbst thut sich niemals genug. Allein er eignet sich bey der Empfindung seiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuversicht zu; er betrachtet seine Bekümmernisse, als Leiden, die er mit Geduld tragen soll; er sagt sich selbst zum Troste, daß sein Glaube wohl schwach, aber doch aufrichtig sey, und ermuntert sich dadurch zum Kampfe wider alle aufsteigende Furcht, weil Gott auch einen schwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe desselben sehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey sich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und seiner Wohlthaten, als sonst, und fodert sich auf, getrosten Muths zu seyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil sein

Erlöser ein treuer und mitleidiger Hohepriester sey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Besonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmale der Erlösung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für sein Herz. Ich preise, sagt er selbst, *) die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir gewesen ist. So schwach auch meine Vorbereitung zu dieser ehrwürdigen Handlung gewesen ist, und ob ich gleich wünsche, daß mein Herz bey derselben empfindlicher gewesen wäre, so habe ich doch keine Zerstreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten; ich habe mit Ernst beten, und die Predigt mit Aufmerksamkeit hören können, und ich tröste mich bey allem meinem geistlichen und leiblichen Elende des Wortes seiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Jesum Christum und seines Geistes Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoffnung des ewigens Lebens habe.

Diese angenehme Veränderung war keiner Verminderung seiner körperlichen Leiden, welche immer dieselben blieben, zuzuschreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch des Carlsbades noch einmal zu versuchen, weil

*) Tageb. v. 1765.

weil doch seine Gesundheit dadurch nicht verschlimmert worden war, und die Bewegung sowohl, als die Zerstreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763. dem freundschaftlichen Rathe seiner Aerzte. Die Brunnencur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er sich gleich keiner sehr wohlthätigen Wirkungen derselben rühmen konnte. Der Aufenthalt selbst im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Personen von dem erhabensten Range kennen zu lernen, denen es eben so angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für dessen Schriften sie schon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er selbst davon an eine seiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, ist besonders wegen der Schilderungen, die er darinnen von den Charakteren seiner neuen Bekanntschaften macht, so unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht selbst reden hörte. „Freuen Sie sich, schreibt er, freuen Sie sich mit mir, liebste Freundinn! Ich bin nach sieben Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger obgleich nicht gesünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausspruche der Aerzte, meiner Gesundheit schuldig war, und also mein Gewissen befriedigt; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur, oder andrer Mittel, zu meiner Erleichterung zu segnen:

nen: so ist es unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz, oder wenigstens zum Theile, zu befreyen: so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden; und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — Eine der ersten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich Ihnen, meine Freundinn, herzlichst danke. Ja, ich weis es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben; und dieß verstärket meine Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit Zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder, wie Sie es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre; acht, zehen, auch fünfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken; bald mit diesem, bald mit jenem,

am

am meisten aber mit mir selbst geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spatzieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen, und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General **Laudon** mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey **Hochkirchen** geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert, und denen mich Preis gegeben, die aus Langerweile, oder aus Sympäthie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentinn, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag, (das Trinken des Brunnens ausgenommen,) war immer wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencomplimente, Lobsprüche die ich nicht verdiente, Fragen die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen

rigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehen Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — **Erzählen** wohl, gute Mademoisell, aber nicht **genau schildern.** Denn zu Schilderungen gehöret eine aufmerksame Beobachtung; und Sie wissen wohl, daß bey Brunnencuren scharfes Denken verboten ist. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General **Laudon**, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich; und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene schuld daran. O, sagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand: Ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weis nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur

Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich, aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey — die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal lachen sehen, sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war; ließ meistens weiche Speisen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen; ließ mich vom Herzen herausreden, und redte selbst so; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was geb ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das

ist

ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudonischen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließ. Er möchte gern noch studiren. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihm wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte: so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee; und niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General, Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U—, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte, und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach.

Der Graf Th—, sein Schwiegersohn, ein junger gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröfnete die Bekanntschaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S— aus Wien brachte; den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S— hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, sagte

er: Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und sagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Gespräche mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich so oft besucht als dieser Graf Th —, niemand mir täglich so viele Gefälligkeiten erwiesen und andre so sehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, sagte er, meiner Kayserinn sagen, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber, wozu Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie doch, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe; und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied in meinem Hause nahm, fieng es heftig an zu regnen. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem sehr guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte! Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte; und sogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Gemahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es eben so sehr.

Der

Der General Z—, ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern sprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er seinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und bloß für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Gieng er: so gieng sie mit ihm; fuhr er: so saß sie bey ihm.

Der Herr von Z—, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht: und sein Gesicht, so bald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verliessen, war dennoch fromme Zufriedenheit. Er kam vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füssen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch; zuletzt keinen Bissen Brodt mehr; und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey und dreymal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen: so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief,

große Schmerzen, insonderheit in der Brust litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken über die Kroaten mochte ihm wohl in seinem drey und sechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf dem Weg? sagte er bey seinem Abschiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete seine zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehen, als bis auf diesen Kranken. Sehr viele, die ich da gesprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünscht und mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu seyn, sich bemühet hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Le-

Leben Sie wohl, liebste Freundinn, und grüssen Sie Ihre theuersten Aeltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Z—, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste. Leipzig, den 25. August 1763."

Gellerts Gesundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764. nicht besser geworden; sie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun sein Körper noch Kräfte genug zu haben schien, die Wirkungen desselben auszuhalten, so urtheilten die Aerzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da sein Uebel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien. Er ließ sich also zu einer neuen Reise ins Carlsbad überreden; allein auch diese Reise war vergeblich, wiewohl dieselbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntschaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm seyn konnten. „Endlich, schreibt er an die Freundinn, der er seine vorjährige Reise beschrieben hatte, bin ich, Gott sey Dank, auch das zweytemal, und, wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem Carlsbade, ohne Gefahr und Unglück, wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher, als meinen übrigen Freunden, weil ich weis, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber freuen, und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wie-

derholten Gebrauchs des Carlsbades, ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker oder gesünder zu seyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin, ohne Ausnahme, der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde, und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, ausgefragt, und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet, auch wohl gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als, den Grafen U— und seine Gemahlinn, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besondres Vertrauen erzeigten, (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbenen Erzherzoginn Isabelle, worein sie ihren Namen schrieb,) ferner den General Z—, der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte, und mir sagte, daß er in seinem fünf und sechzigsten Jahre ein Bräutigam wäre. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den preußischen General S—, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte, und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestund, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen; ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt; ein rechtschaffner Hofmeister, der ihn ein Jahr lang

sorgfältig unterwiesen, und gegen die Religion empfindlich gemacht; und endlich eine Gemahlinn, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer, und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlinn mit diesen Worten: Dieses ist der Freund, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu suchen, und dem ich in ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbenen Frau zur zweyten Gemahlinn gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet, und empfiehlt ihm seine itzige Gemahlinn, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Vermuthlich in Rücksicht auf das verbindliche Compliment, welches mir ihr Gemahl gemacht, da er mich ihr vorgestellet, war sie darauf gefallen, mich durch eine Gefälligkeit zu überraschen. Sie hatte, ich weis nicht wie, erfahren, daß ich ein Liebhaber von Blumen wäre, und schickte mir den Tag nachher ein sehr schönes Blumenbouquet. Ich freute mich nicht wenig darüber; aber meine Freude war nur kurz. Ich erhielt es des Morgens, als ich noch am Brunnen war. Die anwesenden Damen sammelten sich um mein Bouquet, wie die Bienen, und zu meinem nicht geringen Ver-

drusse sahe ich mich genöthigt, es unter sie zu vertheilen.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als die Fräulein Sch -- nebst der Mademoisell B — mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoisell, daß ich mich zu der Gräfinn am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten bey ihr gespeiset habe. An der Gräfinn und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehen, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen, und an unsrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfinn und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfinn V—, das habe ich mehr als einmal aus böhmischem und österreichischen Munde gehört, ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen; so gefiel sie durch ihren gelaßnen und leutseligen Charakter. Die Comtessen U — und T — ließen ihr auf allen Schritten nach, und begleiteten sie früh um sieben Uhr, nebst mir, den größten Theil

der Stadt hindurch in ihrem Reisewagen, und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum enthalten konnte. — Auch die Frau von Z — und die Frau Präsidentinn L —, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit meinen neuen Bekanntschaften unterhalten? Gut, meine beste Correspondentinn, hier sind einige. Der Graf H —, einer von den wienerischen Großen, nebst seiner Gemahlinn. Die Gräfinn B — hatte mir beide vorzüglich gelobt, und ich fand an beiden, was sie mir gesagt hatte; zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Da er die Wissenschaften liebte, und kränklich war, fand er sich bald zu mir, und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen, als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirne voll Ernst und Verstand; große blaue Augen, die gleichsam aus ihren Ufern zu treten schienen, und vor der Stirne herum flossen; eine außerordentlich große Habichtsnase; dieses war das Sonderbare seines länglicht hagern Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesicht, so bald man es einige mal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlinn, die meisten europäischen Länder gesehen, und schien nur das Gute von fremden

Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redten, gehe selten nach Hofe, und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen heißt, und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Seine Gemahlinn hatte viel Verstand, ohne daß sie damit zu schimmern suchte; viel Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte: viel große Welt, aber gute große Welt, so daß sie sich mit Verstand herabließ, und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens, und noch immer ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, ein mit Anstand zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern gieng, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, so bald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele, und nahm seine Last auf sich. Sie soll stets, wie mir die Gräfinn V — gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck ge-

getragen haben. Ich kann Sie versichern, und Sie werden mir leicht glauben, daß ich das nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf einem Arme trug, und das bis zum Erstaunen ähnlich war; dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechszehn bis zwanzig Jahr vermählet war, oft in die Augen. Sehen Sie, sagte der Graf H — einst zu mir, als er seine Dose öffnete, (er schnupfte beständig,) das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden. Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfinn V — als die Gräfinn H —, und niemand war der Gräfinn V — lieber, als ihre Gräfinn H —. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter, und brachte mir im Namen des Grafen H — sechs Bouteillen Tockayer Wein. Ich redte mit diesem Menschen, und konnte mich nicht enthalten, ihm meine Verwunderung über die Liebe und Beredtsamkeit zu erkennen zu geben, mit der er von seiner Herrschaft sprach. „O, sagte er, so sind wir im Hause alle, „so viel es unsrer giebt, gesinnt, und wer nicht so „ist; den dulden wir nicht. Es sind Leute zu zwan„zig Jahren bey dem Grafen, die noch kein ungüti„ges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kin„der gehalten, und müssen wohl gut seyn. Wir die„nen auch alle mit Freuden und sehen und wissen „nichts als Gutes und Ordnung im Hause. — “ So machen gute Herrschaften gute Bediente.

Die Gräfinn T—, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfinn H—, nicht ihr edel gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber doch leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts, als Gutherzigkeit, und hatte doch, wenn man mit ihr redte, eben so viel Verstand, als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, der durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet, und durch ein gutes Herz inspiriret war. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Gräfinn H—, und daher wurden unsre Gespräche auch vertraulicher und bestimmter. Gnädige Frau, sagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten: **nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, wünschte ich wohl, daß Ihre Kayserinn Ihnen eine von ihren Prinzeßinnen zur Erziehung anvertrauen möchte.** „Sie irren sich aus guter Meynung von mir, versetzte sie. Ich habe es erfahren, „daß es ganz etwas anders ist, gut von der Erziehung urtheilen, und sie selbst bey den tausendfachen Hindernissen, die sie zumal bey Hofe findet, „gut und glücklich besorgen. Ich habe dieses Amt „sechs Monate geführet, und, unzufrieden mit mir, „und krank am Gemüthe und Leibe, wieder aufgegeben. Aus großem Eifer, alles auszurichten, rich-

„te-

„tete ich sehr wenig aus. Mein größter Fehler war, „daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufrie„denheit noch meinen Unwillen zur rechten Zeit ver„decken konnte. Auch wenn ich schwieg, verkündig„te doch mein Gesicht wider meinen Willen die Mey„nung meines Herzens; und so gab ich denen, die „ich regieren sollte, die Anleitung, sich meiner zu „bemächtigen. Es ist schwer, seine eignen Kinder „zu ziehen; aber unendlich schwerer ist die fremde „Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu be„sitzet, und sich nur auf Eifer und Regeln des Ver„standes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, die „alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, be„sitzet, und das ist die Beaumont. Meine Tochter, „fuhr sie fort, die Sie kennen, ist mehr durch mein „Beyspiel, weil ich sie nie von meiner Hand gelassen, „als durch meinen Unterricht, mehr durch meinen „Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr „durch den göttlichen Segen, um den ich täglich ge„betet, als durch meine Weisheit und Klugheit ge„bildet worden.“ In der That war die Tochter, die schon erwachsen war, ein gutes gesittetes Kind, die viel ähnliches mit der Fräulein S — hatte.

Die Comteßinn H — aus Schlesien, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie war eine Canonißinn, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, die sehr gütig von

mir

mir dachte. Sie war weder die H —, noch die T —, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfinn V — und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen, weil sie ins Reich, in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Z — ein, von dem ich Ihnen, wenn Sie mir es nicht als eine Eitelkeit auslegen wollen, sagen will, was er mir Angenehmes gesagt hat. Er gieng durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfinn U —. Er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfinn U — weis nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfinn W — und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich die Gräfinn U — nach der Tafel besuchen möchte; sie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich gieng also hin, und fand den Prinzen von Z —. Herr Professor, fieng er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tages über fleißig und folgsam gewesen ist, so darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundschaft versichern lassen. —

Da-

Darum bitte ich Ihre Durchlaucht ehrerbietigst und zugleich, daß Sie dem Prinzen versichern wollen, wie ich noch weit bessere Belohnungen für seinen Fleiß wüßte, als meine Schriften —— Er sagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden, ziemlich stillschweigend anhörte. Bey dem Abschiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleistet hätte. — Er ist, halter, nicht sonderlich gewesen, Herr Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn ungefähr die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundinn, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind, und nur für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen. Heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise, und hier in **Bonau**, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demütiget mich Gott, damit der Beyfall der Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit ich, wenn andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen, noch wissen können. Der Beyfall der Menschen, ist wie der Reichthum, eine wichtige

Wohl-

Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz! — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe dießmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade kennen lernen — Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die sich von ihren Geschäfften, oder von den Sorgen des Hauses los gerissen haben, fühlen ihre Freyheit, und werden biegsamer, gefälliger. Die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidener. Die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, um ihre Rolle mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen. Viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt, und die Furcht der Krankheit, die immer am kräftigsten überredet. Die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich hinweg zu seufzen. — Und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidene, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen, und läßt unter hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. —

Noch ein Wort von dem Pr. L —. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten, und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Ich habe dabey nicht wenig verloren. Ihnen ists bekannt, was für ein verdienstvoller Mann er ist; und auch an seiner Frau habe ich eine ungemein schätzbare Frau gefunden. In ihrem Charakter herrscht Unschuld und Freundschaft, so wie in dem Charakter ihrer Schwester, der Sch —, Munterkeit und Beredsamkeit. Der Madame R — und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath L — (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Sch — und L — habe ich noch in Meissen studirt. —

Ich muß Ihnen doch noch ein kleines Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, mich sehr beunruhiget hat und Zeitlebens mich beunruhigen wird. Ich litt bald Anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinkt, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren, die mir doch gewiß nicht gleichgültig sind,) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange verloren gegangen waren. Ich glaube, ich mag

über diesen Verlust wohl geweinet haben. Das grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, gieng unter vielen Schmerzen zur Gräfinn V— zu Tische, und konnte mit den neuen Zähnen weder reden, noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen, und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für ihre Mühe, — und, Sauer, nehme er diese Zähne zu sich, bis ich sie ihm wieder abfodern werde. Also hatte ich einen unentbehrlichen Zahn, und drey Ducaten und einen ganzen Tag verloren, Vormittags, (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünschungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über diesen meinen Verlust noch niedergeschlagen am Fenster stand, sahe ich einen alten ehrwürdigen

Ju-

Juden, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt, und der vierzig Meilen hinter Warschau herbeygekommen war, von seiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey schleichen, und dachte: Bist du nicht viel glücklicher, als dieser Mann? Du kannst noch gehen und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar!

Eben zu der Stunde, da wir im Carlsbade ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Esterhasi, einen Badegast und ehemaligen Gesandten an unserm Hofe, der krank aus Wien abgereiset war; seine Genesung sicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, sechs Becher Brudel begierig getrunken, darauf wohl geschlafen, den andern Tag wieder getrunken, und den dritten sein Leben geendiget hatte. Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen; mit diesem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade; kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoisell; es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebt? Das hoffe ich, und erwarte, es bald von Ihnen zu hören. Die Gräfinn B — und der Pr. L —, beide versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Aber ich war nicht gesund genug, einer sol-

Beyfall verminderte sich gar nicht: denn sein Unterricht, theils in den schönen Wissenschaften, theils in der Sittenlehre blieb nicht allein immer so lehrreich und unterhaltend, als er allezeit gewesen war, sondern erhielt auch selbst durch sein kränkliches Ansehen, und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes. Ohne ein Greis zu seyn hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhört, weil selbst sein Ernst lauter Freundlichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weis, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren seines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürsten, vor seinem hohen Hause und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen 1765. bis 69. gehalten hat. Die Thränen, welche sie seinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Innhalt und der sanfte Reiz seines Ausdruckes, sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstinn, seine Frau Mutter, versicherten ihn ihrer Achtung mit den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeugungen. Er

hatte 1767. so sehr gefallen, daß der Churfürst eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die akademische Jugend verlangte, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren, welches einem Herzen, wie das Seinige war, erfreulich seyn mußte, so sehr auch sein Gefühl für alle bloß irdischen Freuden geschwächt war. Seine 1768. immer mehr erlöschenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademischen Arbeiten aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäfftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studirenden mit seinen Lehren, mit seinem Rathe und mit seinem Beyspiele so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die schönste Vorbereitung zu seinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beste derselben wünschte, und suchte, so betrübt war er, wenn er sie auf Abwege gerathen sah, vor denen er sie mit allem Ernste und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihn. Einen sehr merklichen Beweis davon erfuhr er besonders 1768. ungefähr ein Jahr vor seinem Tode, als sich auf einmal ein eben so ungewöhnlicher als unglücklicher Geist der Unruhe der in

Leipzig studirenden Jugend bemächtigte. **Gellert**, voll Bekümmerniß darüber, daß dadurch eine Universität verunehrt werden sollte, die seit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer gesitteten und wohlanständigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte sie aus eigner Bewegung beym Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen in einer so zärtlichen als ernsthaften Anrede zu einem friedlichen und sittsamen Verhalten. Sie hatte auch bey seinen Zuhörern, deren Anzahl, besonders in seinen moralischen Vorlesungen, sich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern aus Liebe zu ihrem Lehrer zu besänftigen suchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergestellt wurde, so bewies doch auch dieses schon das Ansehen, worinne er bey ihnen stand, kleinerer Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wiederholte also, selbst von der akademischen Obrigkeit dazu veranlaßt, seine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Gesundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„Der Fremde und der Einheimische, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unsrer Akademie seit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanständigkeit und der guten Sitten ertheilet. Lassen Sie uns wa-

chen, ich bitte Sie, diese Ehre nicht durch Ausgelassenheit zu verlieren, sondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig ist diese Erinnerung, diese Bitte in unsern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben diese Erinnerung, eben diese Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wissen, wie sehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück suche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theuerste Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige ist, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieser unsrer Obrigkeit soll ich Ihnen öffentlich sagen — doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge — sondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtsinnigen soll ich öffentlich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben; — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen sey, seine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen soll ich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine sichtbare Umstürzung der Gesetze, die äußerste Störung der öffentlichen Ruhe, die höch-

ste Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publicks sey: denen soll ich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächste Weg, auch wieder unsern Willen, zum Verbrechen des Mordes sey — schrecklicher Gedanke: denen soll ich endlich sagen, was sie wohl nicht müssen erwogen haben: — daß der, welcher seiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerstrebet, der Ordnung Gottes widerstrebe. Und wer bist du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und geflissentlich der Ordnung deines Gottes widerstreben kannst?

Wir? meine geliebten akademischen Mitbürger, in der stillen Stunde der Nacht, wo schon manch frommes Herz zu seinem Gott betet und ihn dankbar preiset; wo mancher elende Kranke auf seinem Lager nach Ruhe und Trost jammert: in dieser Stunde der Nacht durch Geschrey, und Tumult, und tödtliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Christen unterbrechen, den Jammer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitsamen Gelehrten, für unsre Bequemlichkeit noch arbeitsamen Künstlers und Handwerkers, hindern? — Und diesen Verfall der Sitten sollte unsre Akademie, deren Ehre die Sittsamkeit war, gelassen ansehen? O so wollte ich selbst eilen und mich zu den Füßen meines Fürsten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch sein Beyspiel lehret, und wollte ihn

nicht

nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, sondern um seine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungesitteten, um die Wiederherstellung unsrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir sonst so liebenswürdigen, so stillen Leipzig zu beschließen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte.

Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieser Akademie und theurer, würdiger Eltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht also, liebe Jünglinge; nicht also! sondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was gesittet, was liebreich, was wohl lautet: ist etwan eine Tugend; ist etwan ein Lob, dem denket nach! Das ist deine Ehre, studirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menschen; und du wolltest sie lieber in dem betrügerischen Urtheile einiger deiner leichtsinnigen Commilitonen suchen, die weder sich, noch dich, noch die Ehre kennen; die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verständiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines künftigen Glücks? Würdest du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, stürmisch zu erlangen suchest, am hellen Tage, im Angesichte der Stadt, eben so kühn zu suchen?

O, meine Brüder, wo ist für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unschuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her gewesen, als auf unsrer Akademie? Haben wir nicht Schauspiele, Concerte, Gärten, Spatziergänge, Landhäuser, öffentliche Cabinetter, Büchersäle, Unterstützungen durch Stipendien und Freytische? Haben wir nicht Künste und Wissenschaften aller Arten zu unserm Dienste und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademische Obrigkeit — einen für unsre Ruhe sorgenden Stadtmagistrat — einen gütigen und väterlich gesinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unsre Ehre und Dankbarkeit darinne setzen, unter ihnen ein geruhiges und stilles Leben zu führen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit? Das sey ferne von uns. In dieser Hoffnung verlasse ich diese Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben sollte."

Man weis, daß diese Ermahnung das Ihrige zur Herstellung der öffentlichen Ruhe beygetragen hat. Indessen wurde seine Gesundheit immer schwächer, und er konnte bis an seinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erholung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand fast durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürst selbst nahm Theil daran, und seine Sorge dafür war so aufmerksam, daß er ihm aus sei-

seinem Stalle, damit es seinem kranken Körper nicht an einer ihm bequemen und heilsamen Bewegung fehlen möchte, ein sichres, und in seinem Gange ruhiges und sanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer seyn, als Gellert für dieses Merkmal der vorzüglichen Achtung und Gnade seines Fürsten war. Er machte auch einigen Freunden von diesem Churfürstlichen Geschenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Gesprächen und Gerüchten davon eine Beschreibung, worinnen man eine gewisse angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war. Doch sein Körper war durch beständige Leiden schon so entkräftet, daß er auch die leichteste und sanfteste Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Diese Entkräftung hinderte ihn, da 1768. eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltet wurde, ihnen die Verbesserungen zu geben, die er gern darinnen gemacht hätte. Ich würde, sagt er in der Vorrede, da der Mangel der Gesundheit mir Verbesserungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß sowohl seine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Aufsätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht

leicht seine Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge seyn. Er eignete diese Ausgabe 1769. dem Churfürsten zu, und die Zueignung wurde sehr gnädig aufgenommen. Wie liebreich, schreibt er in seinem Tagebuche, nahm mich dieser theure Fürst, der allein war, nicht auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm sagte, daß ich ihm nicht sowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, sondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinem Fürsten schuldig wäre, und was die Sachsen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, sprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir viel Ansehen geben; ihr Name ist überall bekannt. Da ich gieng, sagte er: Werden sie mir nicht diese Messe wieder eine moralische Vorlesung halten? Diese hielt ich auch bald darauf über die Selbstbeherrschung; vielleicht, Gott sey Preis! nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum sagen, wie liebreich mir der Fürst und seine Gemahlinn dankten. Also hat mich Gott diese Messe glücklich überstehen und überall Gnade und Liebe finden lassen. Bald darauf that er eine Reise über Meißen

nach

nach Oberau und endlich nach Haynichen. Ich habe, sagt er, völlig von meiner Vaterstadt Abschied genommen. Gott segne sie und die Meinigen, und erbarme sich meiner!

Nach seiner Zurückkunft 1769. entschloß er sich, die letzte Hand an seine Vorlesungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er sie ans Licht stellen möchte. Auch hatten ihm verschiedne Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbst der Beyfall, mit dem sie angehört worden waren, konnte seine Zweifel nicht ganz überwinden, ob sie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, besorgt und mit Grunde besorgt, daß man im Lesen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm selbst, bey aller seiner Bescheidenheit, der Nutzen, den sie auf der Akademie schafften, nicht verborgen bleiben. Dieser war zu sichtbar, und um so viel größer, da sein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend seinem mündlichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Eines so gewissern Vortheils wollte er sich nicht gern gegen den ungewissern Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke seiner Moral zu erwarten stünde. Indeß gewann er doch aus den günstigen Urtheilen seiner Freunde mehr Zuversicht zu diesem Werke, und sie bewogen ihn endlich, nicht lange vor seinem Tode, zum Entschlusse, seine Moral, so viel in seinem

Vermögen wär, durch eine sorgfältigere Durchsicht in den Stand zu setzen, daß sie nach seinem Tode dem Drucke überlassen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes, und er überließ die Ausgabe seines Werkes seinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen sie die Welt zu danken hat. Wie bescheiden er selbst davon urtheilte, ist aus seinem Aufsatze bekannt, den er zum Vorbericht vor seine Moral bestimmt hatte. Sie sollte sich, wie die Vorrede seiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verstande nicht von der Seite zeigen, von der sie seine Kräfte zu schärfen und seine Wißbegierde zu befriedigen, am sichersten ist. Man sollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieser Wissenschaft, keine glücklich ausgedachten Hypothesen, keine Auflösungen problematischer Fragen, keine strenge Demonstrationen suchen; sie sollte sich vornehmlich dem Herzen empfehlen. Ihr vorzüglichstes Verdienst sollte in der Wahl des Brauchbaren, in der steten Rücksicht des Verfassers auf die christliche Religion, und in der Methode bestehen. Gleichwohl haben einige sie nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln, (denn was Männer von gewissen Verdiensten thun, muß allezeit getadelt werden;) haben sie bemerken wollen, daß sie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert diese Tiefe nie zur Absicht gehabt hatte, so fodert doch die Gerechtigkeit,

die man diesem vortrefflichen Werke schuldig ist, die Anmerkung, daß es Gelehrte giebt, denen auch wohl ein seichtes Wasser, weil es trübe ist, tief, und hingegen ein Strom bey aller seiner Tiefe seicht zu seyn scheint, weil das Wasser desselben so klar ist, daß auch sie bis auf den Grund sehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines seiner schätzbarsten Werke nicht. Seine Kräfte waren erschöpft. Er wurde schon lange mit schmerzlichen Verstopfungen beschwert; immer mußte die Kunst der Schwachheit seines Körpers zu Hülfe kommen; aber diese Hülfe vermehrt, je nöthiger sie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche sie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769. äußerte sich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Absonderungen mit den schlimmen Folgen, welche sie zu begleiten pflegen. **Heyne** und **Hebenstreit**, beide seine eifrigen Freunde, beide erfahrne Aerzte eilen zu ihm; versäumen nichts, was die Kunst vermag, den geliebten Kranken zu retten. **Ludwig**, ihr verdienstvoller Lehrer, der, außer seinen tiefen Einsichten in alle Theile ihrer Wissenschaft, selbst seiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt seine Bemühungen mit den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erstorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluste, mit dem

sie bedrohet werden. Allein die Zeit seiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute sich vielleicht zum erstenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in seinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach seinem eignen Geständnisse gegen seine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm schwer werden möchte, die Schrecken desselben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Christ von sich denkt, desto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher Schauer gewesen, und seine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Christ den Tod mit einer wahren Unerschrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er schien nun durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Christum über sich selbst erhaben zu seyn. Die Schwermuth, diese beständige Gefährthinn seines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmernisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele sah auf die Herrlichkeit, der sie entgegen eilte. Damit tröstete er auch seine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunst der Aerzte ihre

Wün=

Wünsche für die Verlängerung seines Lebens nicht begünstigen konnte.

Vier Tage vor seinem Tode hielte er mit der würdigen Frau seines Bruders, des Oberpostcommissarius, die durch ihren edlen Charakter sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in seiner Krankheit mit der treuesten und schwesterlichsten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heynen, seinem ältesten Freunde in Leipzig, in dessen Redlichkeit er stets ein großes Vertrauen setzte, eine besondre Unterredung über die Herausgabe seiner noch übrigen Schriften, die er seinen abwesenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder selbst war von seiner Krankheit zu sehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert seine Aufträge geendiget hatte, ermannte er sich gleichsam bey seiner schon damals großen Entkräftung, richtete sich auf seinem Bette auf, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt, und betete mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht, mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten so heitern und freudigen Auge, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, und von einem sterbenden Jacob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühte sich alle die beson-

sondern Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen; besonders erinnerte er sich der Namen aller seiner noch lebenden Freunde und vieler von seinen abwesenden Schülern, und empfahl sie in seinem Gebete der Regierung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besondern Wohlthaten, sondern auch an seine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Dieses Gebet verrichtete er mit einer zwar schwachen, aber lauten Stimme, und mit einer solchen Innbrunst, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen seine Frömmigkeit erfüllte, die sie nie so stark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit diesen beiden Freunden gesprochen und gebetet hatte, sank er auf sein Küssen zurück, in der Stille seine Betrachtungen fortzusetzen, und sich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu seiner besondern Privaterbauung erwählt hatte, mit seinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmal aus seinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit diesem Freunde unterhielt er sich sogleich von seinem Tode und sprach davon mit einer Gelassenheit, die von einer ganz ungestörten Gemüthsruhe zeugte. Er

war

war für alles, was ihm dieser fromme Lehrer sagte, lauter Aufmerksamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlösers und ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derselben begleiteten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefsten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern seinem Zustande angemessenen Vorstellungen die Worte in der Geschichte Lazari, des Freundes Jesu: Herr, den du lieb hast, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden; rief er von ihrem Gefühle besonders durchdrungen aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der sein Heil in keinem andern, als in der Gnade seines Erlösers suche, dürfe seiner besondern Liebe versichert seyn. Sogleich eignete er sich diese Versicherung zu und sagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb hast! Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr, daß er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja, antwortete der theure Kranke; doch sind meine Leiden erträglich. Als darauf sein Freund zu seinem Troste hinzusetzte: Sie haben schon viele Leiden geduldig und standhaft ausgestanden; Sie werden auch itzt als ein Christ leiden; die Religion hat Sie

im Leben gestärkt; sie wird Sie auch im Tode unterstützen, antwortete Er: Ach! mein lieber Freund; ich bin ein schwacher Mensch; ein armer Sünder; beten Sie für mich, daß ich nicht in Versuchung falle. So aufrichtig dieses Geständniß, und so ernstlich seine Bitte war, so gewiß war er doch auch seiner Begnadigung durch Christum. Zu seinem geliebten Heyer, der ihn zu besuchen eilte, so bald er seine Gefahr vernommen hatte, sagte er: Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Dieß, lieber Freund, ist mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber, fuhr er mit einer sichtbaren Freudigkeit fort: Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren, — Barmherzigkeit wiederfahren! Dieß ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich itzt lebe und sterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser Barmherzigkeit ausbrach. Alle diese Gesinnungen, welche das lebendigste Gefühl waren, zeigten sich in der größten Stärke bey seiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derselben sein körperlicher Zustand schon äusserst kläglich war: So sammelte er doch alle seine übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen seiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherungen der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte,

theilte, mit der lebhaftesten Innbrunst zu, und foderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feyerlichen Handlung waren, mit der freudigsten Stimme auf, sich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinen Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände, und daß ihm itzt erst diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers suchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit seines Geistes sich immer gleich; auch ließ er nicht die geringste Kleinmüthigkeit von sich blicken, da sich doch dieselbe bey guten Christen in ähnlichen Umständen nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte versuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wissenschaft anrieth, sein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr desselben hatte sich in großer Geschwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürsten gekommen. Gerührt von dieser Gefahr eines Lehrers, den er selbst mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrensten Aerzten dieser Universität, gegen welche er sein

Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu seiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu versuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ sich allen Bestrebungen der Kunst, die seine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden sechszehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wissenschaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundschaft, der sie begeisterte, noch die Fürsorge seines Fürsten konnten das Leben, dessen Verlängerung jedermann so aufrichtig und so sehnlich wünschte, auf seiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beschäfftigte er seine Gedanken mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten seines versöhnenden Todes, daß er sein Leiden beynahe nicht zu empfinden schien. So mächtig ist die Kraft, welche die Religion dem sterbenden Christen giebt! Die Nachricht von der Fürsorge seines Fürsten und der Ankunft seines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, setzte er hinzu, als ob er fürchtete,

daß

daß ihn seine Freude darüber zu weit führen möchte: Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind, und noch so gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn! Die Versicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürsten und von der Bekümmerniß des Hofes über seine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus seinen Augen. Er betete mit der erkenntlichsten Innbrunst für die Glückseligkeit eines so gütigen Regenten und für sein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter seinen Leiden immer an die Leiden des Erlösers zu denken, und darinnen seine Beruhigung und Erhölung fand, so wiederholte er auch itzt bey dieser Gnadenbezeugung seines Fürsten die Betrachtung, die er schon bey andern Merkmalen seiner Güte angestellt hatte, daß er als ein Unterthan von seinem Herrn so viel Mitleid genösse, da doch sein Heiland von den Menschen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als seine Schmerzen aufs höchste zu steigen schienen, seufzte er: Ach welche Schmerzen! setzte aber gleich hinzu: Doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den seinigen verspeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürst! So wechselte immer das Lob der Versöhnung mit dem freudigsten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um seine Gnade und um die Vollendung seiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, be-

sonders seinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröstete er mit der liebreichsten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andre Hülfe von ihnen, als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn seine Schmerzen so heftig wurden, daß er selbst nicht immer mit gleicher Innbrunst beten konnte. Ich kann nicht viel mehr fassen, sagte er in seinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir. Voll von diesen Empfindungen näherte er sich seiner Auflösung. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam; seine Seele aber erhielt sich in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er so erquickt wurde, daß er seine Gebete für seinen Fürsten, für seine gegenwärtige und abwesende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertrauet gewesen waren, wiederholen, und sie noch einmal mit Namen segnen konnte. Diese Wünsche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er veließ. Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden, und wünschte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demselben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde erhob er mit einem fröhlichen Antlitze seine Hände und antwortete: Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde! wendete

sich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter dem Gebete seiner um sein Bette herum stehenden Freunde und entschlummerte. — (den 13. Dec. 1769.) Dieses stille Entschlummern in der Stunde der Mitternacht sagte, was Addison noch mit Worten sagen konnte: So stirbt der Christ, und sein Wunsch in einem Briefe an eine Freundinn, welcher er Addisons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieses mein Ende seyn; wie über glückselig wäre ich!

Die Betrübniß, welche sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war so allgemein und so groß, daß sie kaum mit Worten beschrieben werden kann. Sie war es unter seiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er so manche Jünglinge zum Dienste der gemeinen Glückseligkeit, zu nützlichen Erkenntnissen, und was einem jeden Volke noch wichtiger seyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtschaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige. Er wurde gleich nach seinem Tode mit einer Begeisterung erhoben, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menschen leicht versucht werden, dem

Ver-

Verdienste auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, streitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpostcommissar, ein Gelehrter, der in der zärtlichsten Verbindung mit ihm gelebt und sich durch seine besondre Aufsicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz seiner Trennung von ihm kaum einen Monat. Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird sich seiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermischt sind; so schätzbar ist das Glück, ihn zum Freunde gehabt zu haben! Wahre Verdienste sind überall und zu allen Zeiten selten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern sind besonders diejenigen sehr selten, die es zu ihrem ersten Geschäffte machen, durch die Religion gut zu seyn, aus Religion Gutes zu thun und die vorzüglichen Gaben ihres Geistes und Herzens zu den besten und wohlthätigsten Absichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, sondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, sondern aus Vergnügen widmete, den ihm selbst der Lasterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr sein frommer, guter und gemeinnütziger Charakter, als die Achtung für sein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber

sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umstände, durch welche sein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernsthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine menschenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchschimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger, als gewöhnlich litt, ein willkommner Besuch eines Freundes, eine gelungene gute Absicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über sein ganzes Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl, und näherte sich in ihrem Tone einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was sie hatte, widerstehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton seiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter seinen Zuhörern seyn, der sich nicht sollte zu erinnern wissen, daß bey Vorlesung selbst seiner bekannten Gedichte, besonders seiner geistlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen seiner Moral oft alle seine Zuhörer reichliche Thränen vergossen haben. Man hat verschiedene Bildnisse von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. **Bausens** und **Geysers** Bildnisse, des erstern in Kupfer gegraben, des

des andern radirt, sind itzt die besten; man verspricht sich aber von dem Grabstichel des erstern noch ein ähnlichers nach einem höchstgetreuen und schönen Gräfischen Gemälde. Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden, die Cameen mit seinem Kopfe von einem Raugsdorf geschnitten, verschiedene Arbeiten der meißnischen Porcellan Fabrik, welche mit seinem Bildnisse geschmückt sind, sein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berlinischen Fabrik, zeichnen sich unter den Versuchen, die Gestalt eines Mannes zu verewigen, welche durch seine Seele so viel Einnehmendes hatte, am rühmlichsten aus.

Die Vorzüge und Mängel seines Temperamentes hielten einander in ihrer Mischung so das Gleichgewichte, daß jene leicht verschönert und erhöht, diese leicht vermindert oder gebessert werden konnten. Sein Herz war sanft und zärtlich, empfindsam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verstellung und Zurückhaltung. In seiner Jugend hatte er sehr aufgeweckt und munter seyn können, ohne sich in seiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausschweifung zu wagen; in seinen männlichen Jahren wurde er selten bis zur Munterkeit heiter; auch wechselte seine Schwermuth niemals, wie bey vielen geschieht, welche zur Hypochondrie geneigt sind, mit einer übertriebenen Lustigkeit ab; denn er war immer so Meister über dieselbe, daß er seinen Nebenmenmenschen dadurch nicht beschwerlich wurde.

Un-

Unter den menschlichen Neigungen und Leidenschaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In seinem Temperamente äußerte sich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme seines Unwillens verlöschte geschwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindschaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachsam seyn müssen; nur die Empfindsamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er allezeit freymüthig gestanden hat, seinem moralischen Charakter gefährlich werden können, wofern sie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen sich selbst nicht eingeschränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welche sein ganzes Temperament verschönerte, völlig unter seine Herrschaft gebracht worden wäre.

Gellert war von seiner Jugend an zu einer wahren und ernstlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat auch in allen Zeiten seines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an sich erfahren. Seine gottseligen Gesinnungen entsprangen nicht aus bloßen Vernunftschlüssen, nicht aus philosophischen Untersuchungen über die Natur der Dinge, über ihre wesentlichen

Ver=

Verhältnisse gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforschungen, welche so tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewisser Kräfte des menschlichen Geistes, welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete sich hauptsächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernstlichen Nachdenken fähige Verstand erhalten kann, wenn er sich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Wortes unterhielten, nährten und stärkten seine Gottseligkeit. Ihre Gesinnungen herrschten über seine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenschaften und regierten den Gebrauch aller seiner Gaben. Er bekannte sich aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unsrer Kirche. Zwar sah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn besonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundschaft ehrte, einige sich einer Abweichung davon schuldig zu machen schienen, deren Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er sich keine Härte und Lieblosigkeit gegen diejenigen, welche sich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er sich gern aus ihren Schriften, wenn sie die Beförderung des thätigen Christenthums zur Absicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins, eines **Bernard**, eines **Doddridge** und and-

rer

ter Engelländer hielt; wie gern er sie las; mit welcher Achtung er sie auch andern zum Lesen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugnisse und dem Ansehen Gottes haben, mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Absicht geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen. Er strich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigsten Beweise zu enthalten schienen, um sich ihrer leichter erinnern zu können. Diese Aufmerksamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andre Schriften las, und man hat häufige Merkmale dieser Art in der Fortsetzung der Bossuetischen Einleitung in die Geschichte der Religion bemerkt. Seine Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in seiner Hochachtung zwischen denen, die ganz praktisch sind, und zwischen denen, die nur einen mittelbaren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterschied. Dadurch wurde er in dem Gebrauche seiner Vernunft so bescheiden und vorsichtig, daß er sich nicht erlaubte, seine Nachforschungen bis dahin fortzusetzen, wo sich Schwierigkeiten finden, welche unserm Verstande unauflöslich zu seyn schienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er sie wegen ihres unstreitigen Werthes für die

menschliche Glückseligkeit so lieb gewonneu hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derselben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit seiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er sie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig sie gefährlich sind. Unter allen Zweifeln aber verabscheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er besorgte, daß sie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, schwächen, die dem Menschen so nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach einer, über alle bloß irdischen Absichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einsamkeit, seine Gespräche in jeder Gesellschaft, wenn sie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich war, welche keine ernsthaften Unterredungen erlaubt, sein Unterricht in seinen Lehrstunden, seine Schriften, seine Briefe, seine Arbeiten und seine Erholungen, alles was er redete und that, wurde mit dem Geiste der Religion belebt; alles hatte die Absicht, ihre Kraft bey ihm zu verstärken und ihre Wirkungen bey andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu sagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geistlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von diesen glaubte er, daß dieselben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindsamer, sondern auch vornehmlich den Abscheu vor allen innern Unvollkommen-

menheiten der Seele und vor allen Fehlern von moralischer Beschaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit seines Geistes zuträglich gewesen seyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen besonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche sich an einer Art geistlicher Schwermuth ergetzt, die doch von der Offenbarung so wenig gefodert wird, als sie mit der heitern Zufriedenheit bestehen kann, die das Christenthum wirken soll.

In den äußerlichen Bezeugungen seiner gottseligen Gesinnungen entfernte er sich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verstellung als Ernst, oder doch nicht demüthig und lauter genug ist. Er konnte zwar durch ein äußerliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu viel Vertrauen in Leute setzen, die sich dadurch seiner Gewogenheit zu versichern suchten, und es mußten sehr deutliche Erfahrungen seyn, wenn er von seinem ihnen günstigen Irrthume zurück kommen sollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieses nicht, ein wahres Mißfallen an denen zu haben, die in stolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergetzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch besondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey andre verachteten, oder sich doch einen besondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes war außerordentlich, und er blieb sich darinnen bis an das Ende seiner Tage immer gleich. Er besuchte nicht allein den sonntäglichen, sondern auch den wöchentlichen Gottesdienst so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn, seines schwächlichen Zustandes ungeachtet, keine noch so rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, sicher schließen, er müsse durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Ersten und der Letzten in den öffentlichen Versammlungen der Christen. Die Prediger fanden an ihm einen eben so bescheidnen Richter, als aufmerksamen Zuhörer. Dieser vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derselbe die Foderungen seines feinen Geschmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man seine Gedanken darüber wissen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen Nachsicht, welche die Fehler mehr verbirgt oder entschuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, so bat er sie zu sich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundschaftlichste Weise nicht allein ihre Fehler, sondern auch die Art, wie sie dieselben verbessern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienstliche Unterricht war, mit so ernstlicher Andacht

nahm

nahm er an der feyerlichsten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle Theil. Seit vielen Jahren hatte er dasselbe in der Lazarethkirche empfangen. Nachdem aber mit dem dasigen Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er sich zu der Nicolaikirche in der Stadt. Ich will mich nun, sagte er zu seinem **Thalemann**, mit einer großen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, unrecht zu haben, daß ich zeither in diesem Theile des öffentlichen Gottesdienstes nicht sichtbar genug gewesen bin. Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, sie auch hierinnen durch mein Beyspiel zu erbauen. Diese Erbauung stiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an diesem heiligen Orte zusammen gekommen sind, sagen hören, daß sie durch den Anblick dieses Mannes und durch seine ungeheuchelte Andacht allezeit sehr gerührt worden wären.

Eben so eifrig und gewissenhaft war **Gellert** auch in seinem häuslichen und geheimen Gottesdienste, bey welchem er sich besonders im Gebete übte, und täglich brünstiger darinnen zu werden suchte, weil er von dem Segen und Einflusse desselben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. Ich, sagt er von sich selbst, bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Ge-

betes vernachläßiget habe, und ich erinnere mich sehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es ist deswegen seit vielen Jahren mein Gebrauch gewesen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieses Papier bey mir zu tragen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigsten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn solche Stellen begeistern in stillen Augenblicken zu einem Gebete, das sich für unsre Umstände vorzüglich schickt, und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachsamkeit. Zur Erleichterung der Uebung in der Gottseligkeit und in seinen andern Pflichten hielt er seit dem Jahre 1752. Tagebücher über sich selbst, weil er ein Journal, worinnen man seine Tugenden mit ihren Abwechslungen und seine Fehler, wie er sich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkte, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß seiner selbst zu gelangen, und den Eifer, besser zu werden, immer mehr zu stärken. Diese Tagebücher sind so flüchtig geschrieben, als ein Mann dieselben schreiben kann, der sie nicht für fremde Augen, sondern bloß zu seinem eignen Gebrauche aufsetzt, und den Geschäfften seines Berufes

da=

dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieselben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von seinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von seinen Geschäfften, von der Verdrossenheit oder Leichtigkeit, womit er sie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder schrieb, von seinen kleinen Reisen, von den Besuchen, die er gab oder annahm, und von seinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen seiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geschenken, die ihm gegeben oder zugesendet wurden, enthalten diese Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über seinen geistlichen Zustand. Einige dieser Anmerkungen bestehen in Klagen über seine unruhigen und ängstlichen Gedanken, über die Versuchungen sündlicher Neigungen, über seine Trägheit zum Gebete, über die Zerstreuungen, die ihn darinnen störten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerstandes, den er derselben that, und zugleich in ernstlichen Bezeugungen seines Mißfallens an seiner eignen Unvollkommenheit. Andre bestehen in Ermunterungen seiner selbst zu einem getrosten Muthe, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er seine Tage angewendet habe. Zuweilen sind sie Erinne-

nerungen seiner guten Entschließungen, eifrig in der Religion, treu in seinem Amte, demüthig bey dem Lobe der Menschen, empfindsam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menschen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu seyn; zuweilen sind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Lust zu gottesdienstlichen Uebungen oder zu seinen Arbeiten empfand, oder ernstliche Bestrafungen seiner Fehler, seiner Ungeduld, seiner Hitze in Gesprächen, und seiner Neigung zur Eitelkeit, oder einiger bald längern, bald abgebrochenern Gebete und Wünsche um Gnade, um Hülfe, um Trost und um größere Freudigkeit. So frey diese Anmerkungen von der eitlen Selbstgefälligkeit sind, von welcher sich die Eigenliebe des Menschen in dergleichen geheimen Geschichten seiner selbst leicht überschleichen lassen kann, so deutlich sieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottseligkeit so sehr ein Ernst ist, als mit dem Heile seiner Seele und mit ihrer wahren Glückseligkeit.

Aus dieser Gottseligkeit, worinnen Gellert täglich vollkommner zu werden suchte, läßt sich seine so eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in sich selbst zu finden meynt, sondern gegen diejenige, welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott sucht und seiner Gnade alles

alles zu danken haben will; welche, so lange sie noch höhere Stufen vor sich sieht, nimmer müßig seyn will, und doch bey den Bestrebungen nach ihrem Ziele so bescheiden ist, daß sie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdrossener und standhafter, als wenn sie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit, die Gerechtigkeit nicht wiederfahren lassen werde, welcher sie werth zu seyn sucht. Nach einer solchen Tugend strebte **Gellert**, und war in seinen Bestrebungen so eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden suchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. **Es ist Pflicht**, war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewissen ermüdenden verdienstlichen Geschäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewissen Dingen mehr seinem Vergnügen oder seinem Geschmacke zu folgen, oder mehr auf seine Bequemlichkeit zu sehen. So geneigt war er dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles was ihm sonst lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Dieses machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle seine Einsichten und Kräfte, diejenige Glückseligkeit zu befördern, welche die herrliche

Frucht der Frömmigkeit und Tugend ist. So strenge er über alle Laster und Fehler urtheilte, so mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Versuchung ihrer Leidenschaften unterlegen hatten, und so begierig, sie durch seine Dienste und Wohlthaten von dem Untergange selbst ihrer irdischen Wohlfarth zu erretten. Bey aller seiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutselig gegen jedermann; unfähig einen Menschen zu hassen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böses wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens stets der Größe des Verstandes und allen noch so schimmernden Talenten desselben vorzog. Er nahm mit einem ernstlichen und geschäfftigen Mitleiden Theil an den Bekümmernissen seiner Nebenmenschen, und freute sich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das seinige. In seinen Tagebüchern pflegte er am Schlusse des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demselben gestorben waren, es mochten Einheimische oder Auswärtige seyn, wenn er irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden seines niedrigen Standes wegen zu übersehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er schnell oder langsam, sanft oder schmerzlich gewesen war. Gewisse kleine Anmerkungen, die er hinzu fügte, bezeugen, wie liebreich er

daran

daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann! Der liebe Mann! Der rechtschaffene Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und christliche Dame! Die fromme Frau, die schmerzlich, aber doch christlich froh starb! Ein vortrefflicher Christ! Plötzlich aber doch selig! Bey andern beschließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey sich zu erhalten suchte, mit Wünschen voll zärtlicher Bekümmerniß über ihren künftigen Zustand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte seine Schriften lesen, ohne gleich sein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menschen hochzuschätzen. Er hatte fast immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigsten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, sondern auch wohlthätiger, als die meisten zu seyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberflusse seyn könnten. Er erlaubte sich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im Stande seyn möchte, desto leichter und öfter zu helfen; seine Mäßigkeit war sein Reichthum. Darum reichten seine Einkünfte nicht allein für ihn zu, sondern er hatte auch stets für die Dürftigen übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine sichere Zuflucht zu ihm. Er hielt sich ein Verzeichniß von denen, welche seiner Unterstützung bedurften.

Man

Man weis, daß er hülflose Kranke aufsuchte und ihnen Erquickungen und Geld schickte. Besonders sorgte er in harten Wintern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne sie wissen zu lassen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ sich ungern von einem Beobachter überraschen und verbarg seine Hülfe mit einer eben so liebreichen Bescheidenheit. Kein Elender gieng von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröstet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geschäfftige Gabe zu trösten. Wenn sein eignes Vermögen nicht zureichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er sich eine Pflicht daraus, andre, die vermögender waren, um ihre Hülfe und um Gaben für sie zu ersuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geschenken, die er für sich erhielt. Was soll das bedeuten? schrieb er in einem Briefe an eine Freundinn: Heute vor acht Tagen erhielt ich mit der preußischen Post hundert Thaler, und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, und ich erschrecke noch mehr, daß mein Herz bey diesem Geschenke weder so freudig noch so dankbar seyn kann, als ich sollte. Wer will mich wider meinen Willen reich machen? Wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient durch unbekannte Hände erhalten läßt? Ich seufze um Gesundheit und Geduld, und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe alles was

ich habe darum, wenn ich das Uebel, das mich diesen Frühling wieder so heftig überfallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Gesundheit keinen Werth für das Herz des Menschen hat, und daß Gelassenheit und Geduld unendlich größere Güter sind, als Reichthum und Ehre? Ach ja, die erhaltenen Wohlthaten sind Prüfungen für mich; aber auch, wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen und nicht klagen. Ich will denn gegen andre gutthätig zu seyn suchen, wie es andre gegen mich sind, ohne Geräusche, und wo es nöthig ist, unerkannt, aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott unsern höchsten Wohlthäter. Dieses will ich thun, und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel habe. So uneigennützig er war, so zufrieden war er auch mit seinen Umständen, und diese Zufriedenheit machte es ihm leicht, selbst die billigen Vortheile, die er von seinen Werken haben konnte, nicht zu suchen, und viele Wohlthaten eben so großmüthig zu verbitten, als ihm dieselben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund schrieb in den ersten Jahren des Krieges an einen Banquier, sich nach ihm zu erkundigen, und, ohne zu sagen, von wem, ihm eine ansehliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchsten Range um eben diese Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine

ne Noth, und viele würdigere und vornehmere Personen leben in Mangel und Dürftigkeit; lassen Sie diesen die mir bestimmten Wohlthaten zufließen. Diese Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußischen Commandanten in Leipzig, den Herrn von Keller, gab, welcher ihn ersuchen ließ, sich nach eignem Gefallen ein Haus zu seiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, solches von aller Einquartierung zu befreyen. Nein, sagte er, diese Last, die mir abgenommen werden soll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?

Seine Dienstfertigkeit war so bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten seines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließungen fassen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen oder widerstehen sollten, und **Gellert** stand einem jeden, nach seinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte bey. Die Dienste aber, welche er seinen Freunden leistete, erwies er auch allezeit auf

die

die angenehmste Weise. Als einige Zeit vor seinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Absicht sagte, daß ihm gewisse Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit setzten, stand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey besondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu seinem Pulte, brachte in einem Papiere dreyßig Louisdor zurück, und bot sie demselben mit den Worten an: Ich bin selten so reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtschaffenen Manne beystehen zu können; nehmen Sie dieses Geld; denn ich brauche es nicht.

Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derselben aufgelegt zu seyn, so standhaft und so treu, daß auch die weiteste und längste Entfernung seine Liebe nicht vermindern konnte. Er schien alle Menschen, und besonders die guten und die vortrefflichen mit einem gleichen Eifer zu lieben; indessen wußten seine Vertrauten sehr wohl, daß sie mit demjenigen Vorzuge geliebt wurden, den die Freundschaft fodern kann. Sie fanden bey ihm die anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundschaft so sehr ein Glück des Lebens wird, ohne das eifersüchtige und gebieterische Wesen zu haben, welches allezeit die Freude derselben verbittert, sobald die Liebe eines Freundes gegen den andern in eine Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert

wähl-

wählte von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu seiner beständigen Gesellschaft, unter denen besonders ein geschickter und rechtschaffener Landprediger Gödeke sich seines vieljährigen, liebreichen und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke rühmt, mit welchem er die treue Gefälligkeit desselben und seine in allen ihm angenehmen Diensten unermüdete Aufmerksamkeit und Freundschaft zu erheben pflegte.

Selbstsüchtige und eitle Seelen sind begierig nach Wohlthaten, können sie kriechend suchen, oder wenn sie ihnen entgegen kommen, sie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen schuldigen Tribut annehmen; nur danken können sie nicht, oder sie thun es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterscheiden ist. Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieser Vorzug eines guten Herzens war **Gellerten** in einem hohen Grade eigen. Die Empfindungen dieser Tugend gehörten zu den feurigsten Regungen seiner Seele. Er sprach gemeiniglich von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfieng, mit einer Begeisterung, in welcher kaum der eitelste Wohlthäter von der Größe seiner Wohlthaten hätte reden können. Gleichwohl verlangte und suchte er sie niemals; er lehnte sie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von sich ab, und schätzte sich glücklich, wenn

er

er andre dadurch glücklich machen konnte. Er selbst hatte bey seinen Wohlthaten keine Absicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, sondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu seyn. Gab es einige unedle Seelen, die es wurden; so fanden sie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in seiner Verschwiegenheit und in seiner Gewohnheit, sich der Wohlthaten, so bald er sie erwiesen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Bescheidenheit und Demuth waren unterscheidende Vorzüge seines liebenswürdigen Charakters, und darum besonders schätzbar, weil sie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer strengen Beobachtung seiner Unvollkommenheiten und Fehler entsprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In seinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, besonders dieses als eine der vorzüglichsten, daß ihn Gott vor Spott, und seinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahret hatte. Er gestand freymüthig, daß er keine Leidenschaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben so freymüthig, daß er vor den Ueberraschungen derselben nicht immer auf seiner Hut gewesen wäre. Freylich gehört schon viel Muth der Seele dazu, diese der wahren Vollkommenheit des Menschen so gefährliche Neigung bey sich wahrzunehmen, sie zu gestehen, und sie zu mißbilligen;

aber es ist das Meisterstück der Demuth, sie mit einem aufrichtigen Ernste zu bestreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall seiner Nebenmenschen: dennoch bestrebte er sich nur, seiner werth zu seyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erschmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtschaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn persönlich gekannt haben, wissen, daß er dieses Erröthen nie zurückhalten konnte. Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen seiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünstelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieser Beyfall, dessen Ursachen zuweilen zweydeutig seyn können. Die Frage, die bey seiner dritten Reise nach dem Carlsbade, in dem Hause des Postmeisters eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als sie ihren Herrn mit ihm von seinen Schriften reden hörte: Ach! ist er der Herr mit dem großen Ruhme, der so schöne Bücher geschrieben hat? der ungestüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit sie seine aus Bescheidenheit widerstrebende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die schönen Bücher geschrieben hätte? hat gewiß so viel Reizendes, als ein noch so schö-

ner ästhetischer Beweis von der Vortrefflichkeit seiner Werke haben kann. Eben so viel Ursache hatt er über ein ähnliches Lob eines preußischen Feldwebels vergnügt zu seyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm sagte: Verzeihen sie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurück zu kehren und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn sie haben mich durch ihre Schriften und besonders durch die letzten oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Mit diesem Lobe ist nur der rührende Wunsch zu vergleichen: Gott segne sie dafür und gebe ihnen Gesundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, sie zu sehen! Dieses ist ein Beyfall, den kein Crebillon, er sey es unter den Deutschen, oder unter den Franzosen, erhalten, das nur ein gutes Herz geben, und nur das Herz eines Schriftstellers verdienen kann, welcher durch die Talente seines Genies den Menschen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen, oder sie vielmehr dadurch zum stärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beiden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freund-

schaftlicher Tadel, der auf seine Besserung abzielte, hatte für ihn eben so viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; so ernstlich bemühte er sich um die Achtung und das Wohlgefallen seiner Nebenmenschen. Indeß war niemand williger, andrer Gaben und Verdienste zu erkennen und höher zu schätzen, als die seinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller ist je geneigter gewesen, andern einen Vorzug vor sich selbst zuzugestehen, als er und immer schätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meisten die er nicht besaß. Man weis; aber man hat es erst nach seinem Tode erfahren, mit welcher Begeisterung der Ehrerbietung für die Gelehrsamkeit und die Verdienste eines **Ernesti** er an einen Großen geschrieben hat, damit Sachsen diesen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anständige Belohnungen bey seiner geliebten Akademie zu erhalten suchen möchte. Lieber, schrieb er, mich nach Neuschottland geschickt, als einen **Ernesti** fortgelassen. Wie sein Unterricht, sein Rath, seine Freundschaft manchen jungen Verehrer der Gelehrsamkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch seine Vorsorge und seine ernstliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr Fiedler, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow steht, nach seinem Uebergange zu unsrer Kirche auch ihn um seinen Rath ersuchte, wie er künftig sich und an-

dern nützlich werden könnte: so unterstützte Gellert ihn nicht allein, so gut es ihm seine damaligen Umstände erlaubten, sondern unterrichtete ihn auch in der deutschen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung, daß eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu seinem Glücke beytragen könnte. Er haßte den Neid, und empfand nichts von der Eifersucht, die auf einer Laufbahne so leicht entsteht, wo viele um einen gemeinschaftlichen Preis streiten, unbesorgt, daß andre günstiger von ihm urtheilen möchten, als er verdiente. Er redete zuweilen von den Werken seines Geistes, nicht mit dem Kaltsinne gegen ihre Schönheiten, den eine verstellte Bescheidenheit annimmt, um desto mehr erhoben zu werden; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieses that er mit einer Aufrichtigkeit, welche seinen ernstlichen Wunsch bewies, daß niemand durch seine Zuneigung zu ihm verleitet werden möchte, sie für besser zu halten, als sie nach dem Ausspruche einer unpartheyischen und strengen Kritik waren. Gleichwohl war er in der Ausbesserung seiner Schriften, besonders auch in den letzten Jahren bis zur Aengstlichkeit sorgfältig. Der einzige Satz in seinen moralischen Vorlesungen: Das geringste Dorf weis in unsern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menschen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche unruhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig sagen wollte. Er gieng von

einem seiner Freunde zum andern, bat sie den Satz zu überlegen und nach ihren Einsichten auszudrücken. Selbst orthographische Zweifel konnten ihn oft beunruhigen. So viel Hochachtung hatte er für das Publicum und so wenig that er sich jebst Genüge.

Die Zufriedenheit des schönen Geschlechts mit seinen Schriften war ihm vorzüglich angenehm, denn er hatte von dem Verstande wohlerzogener Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Empfindung des Schönen sicherer wäre, als die Empfindung seines Geschlechts, weil sie mehr Natur ist, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunst abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben so vortheithafte Meynung. **Doddridge**, heißt es in einem seiner Briefe, der englische Gottesgelehrte, sagt an einem gewissen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß sie vielleicht die beste und frömmste Hälfte des menschlichen Geschlechtes wären, und in der That, mein liebster Graf, ich kenne mehr sehr gute Frauenzimmer, als sehr gute Mannspersonen. Er verehrte an ihnen auch die Unschuld des Herzens weit mehr, als den, ihnen selbst oft schädlichen Vorzug eines außerordentlichen und schimmernden Verstandes. Immer wünschte er, daß ihre Sittsamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß sie das Wohlanständige einer gewissen Art und Unwissenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünschen muß, nicht beleidigen und sich hüten möchten, das

Ansehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum suchte er durch seine Schriften ihnen die Unschuld und Sittsamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre gesellschaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er so belohnt wurde, daß sie ihn als ihren sichersten Rathgeber und Freund betrachteten.

In seinem Umgange herrschte die edle Unschuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihrer Gesellschaft ganz zu entbehren. Er hatte in seinem Aeußerlichen nicht das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die sich bloß mit der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften beschäftigen. Seine Gesellschaft wurde schon durch seine sanfte und zugleich ehrwürdige Gesichtsbildung einnehmend. Selten redete er von sich selbst, und allezeit mit der ehrlichen Bescheidenheit welche fürchtet, zu viel von sich zu sagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein bescheidner Mann von seinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren seines Lebens war er nicht sehr gesprächig; wenn er aber gleich nicht viel sprach, so sprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das seltne Verdienst, niemanden durch seine Reden zu beleidigen. Er liebte besonders erbauliche Gespräche, und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenstand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienst seiner Nebenmenschen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an sein Ende, ohne die Hoffnung seiner Seligkeit auf seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zu gründen. Ich hoffe, sagt er in einem, noch bey seinem Leben aufgesetzten Bekenntnisse, zu Gott und meinem Erlöser, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu sterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgestanden ist. Es würde die Welt nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufsetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmernissen heimgesucht; dieses sind Leiden, die ich nicht beschreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geistes hat mich verfolgt und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war sein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Trost gelassen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangst mit seiner Hülfe trösten werde. Gott läßt uns unsre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir seine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menschen erlangen können. Gott bewahre alle Menschen vor meinen Leiden und lasse sie alle ihre Weisheit, ihren Trost, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der Erkenntniß des Kreuzes Jesu Christi und ihren Glauben von dem heiligen Geiste suchen. Insonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen seyn werden, daß sie Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen

Weg

Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und seligen Tode betrachten mögen.

Ein so frommer liebenswürdiger Mann war es so werth, als Menschen es seyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer sein sehnlichster Wunsch gewesen war, in die Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidenvollen Leben beständig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein seltnes und kostbares Geschenk für seine Nation, deren Geschmack, Sitten und Tugend in seiner Nachwelt ihm so viel schuldig ist. Ein Denkmal haben ihm bereits einige seiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundschaft anständigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er seinem eignen Verlangen gemäß begraben worden ist, aufrichten lassen. Dieses Denkmal stellet die Religon vor, welche sein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekrönte Bildniß der Tugend übergiebt. Beyde Bildsäulen sind aus weißem Alabaster gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgestelle von schwarzem Alabaster ist der Name: **Christian Fürchtegott Gellert**, auf einer an dem Fußgestelle ruhenden Platte aber, die von seinem Freunde Heyne verfertigte Inschrift: **Diesem Lehrer und Beyspiele der Tugend und Religion widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen Verdiensten Augenzeu-**

gen waren. Gebohr. den 4. Jul. 1715. gest. den 18. Dec. 1769. Auch hat der Hr. Professor Oeser ein schönes Monument von weißem sächsischen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den Wendlerischen Garten zieret. *) Das ausgemauerte Grab, wo er und sein, vier Wochen nach seinem Tode verstorbener Bruder, der churfürstl. sächs. Oberpostcommissar, versenkt liegen, ist mit einem Leichensteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufschrift eingehauen ist: Hier ruhen Christian Fürchtegott Gellert, Professor der Philosophie, geb. den 4. Jul 1715 gest. den 18. Decemb. 1769, und dessen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpostcommissarius, geb. den 11. Nov. 1711. gest. den 8. Jan. 1770.

So suchten Gellerts Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß ist die Bewunderung und Unsterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geschmack der Nationen unterworfen ist; allein die Ehre seines moralischen Charakters ist so unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

*) S. die davon gedruckte Beschreibung.

Einige

Einige Gedichte auf Gellerts Tod.

Auf das Absterben seines Freundes Christian Fürchtegott Gellert von Johann Andreas Cramer.

Hier ist sein Grab, mein Sohn, besucht, bethränt von allen,
Die gut sind; dessen, dem dein Herz
Einst gleichen müsse! Hier laß deine Thräne fallen;
Ich kanns nicht. Mich betäubt der Schmerz!
Mich übermannt er noch! Ich weinte gern, und Thränen,
Wie sie die Bruderliebe weint,
Die treuste Freundschaft; gern, o David, deine Thränen
Im Jonathan, für meinen Freund!

Gern

Gern ließ ich auf dieß Grab sie strömen, meine Zähren
Zu Liedern werden, und den Mann,
Der lieblich war und fromm, wie sein Gesang war, ehren,
Den edlen himmelvollen Mann:

Damit sein Name dir, o Nachwelt werden möchte
Ein Segen; wie sein Leben war;
Und sein Gedächtniß euch, ihr kommenden Geschlechte,
Auch noch ein Leitstern in Gefahr!

Er wars! Ein mildes Licht entfloß aus seinem Leben
Für mehr als eine Nation.
Melodisch wars; so sanft, wie Salems Saiten beben,
Dein Hymnus, o Religion!

Klagt, Jünglinge, den Frommen! Trauert! Keiner, keiner,
Wen er in einer Irre fand,
Verschweig es, wie er ihn ergriff, als wär Er einer
Der Engel, ihm von Gott gesandt!

Klagt, Jünglinge, den Mann, und trauert! Eurer Jugend
War Er es! Eurer Seele Freund,
Sprach euch ins Herz Gefühl der Unschuld und der Tugend;
Er ist nicht mehr auf Erden! Weint!

Nicht

Nicht mehr werd ich Ihn sehn, der mich zum hohen Bunde,
Die Freuden der Religion
Mit ihm zu singen, lud! O süßer Traum der Stunde
Des Wiedersehns, du bist entflohn!

Entflohn! Vielleicht werd ich in meinem Pilgerleben
Noch meine Thränen auf sein Grab
Hinweinen; seinen Staub noch segnen, Gott erheben,
Daß er mir Ihn zum Freunde gab!

Er wars! Hier ruht Er! Ach wie viel hat Er gelitten!
Doch immer himmlisch blieb sein Herz,
Sein Leben, sein Gesang, das Beyspiel seiner Sitten,
Fromm seine Schwermuth und sein Schmerz.

Du hast, Teutonia, mehr Barden! Viele Lieder
Sind Flammen! Flammen sie empor
Zu Gott? Ach ihr Gesang hallt nicht im Himmel wieder;
Ein Greuel für der Frommen Ohr!

Wenn Er die Harfe nahm, zu singen von dem Sohne,
Von dir, o Liebe Gottes, dir,
O Tugend, seine Lust, von deinem hohen Lohne,
Wie sang sein Herz! Was fühlten wir!

Still

Still ward die Seele, flog nicht auf im Sturme, fühlte
Nur sanfte Wonne, wurde hell,
Und, fromm zu seyn, wie Er, entschloß sich, wie Er spielte,
Die Seele, ruhig, und doch schnell!
Wer nimmt die Harfe? Kann, wie Er, die Herzen rühren,
Wie Er, holdselig im Gesang?
Wer euch ihr Jünglinge, wie Er, zur Tugend führen,
Durch einen gleich geliebten Zwang?
So lockt der frühe Strahl des Lenztags aus der Erde
Des Berges Sprößling, und belebt
In allen Adern ihn, daß er zur Ceder werde,
Die bald sich wolkenan erhebt:
Wie Er sich bildete! Voll milder Wärme waren
Des Frommen Lehren, und voll Licht.
Wie sorgsam warnt Er sie vor schmeichelnden Gefahren!
Wie zärtlich rief Er sie zur Pflicht!
Am rauhern Wege stand der Jüngling unentschlossen:
Da bat Er, Jüngling, nimm den Lauf
Auf diesem Männerpfad! Sieh! Ehr und Freude sprossen
Hier unter deinen Tritten auf!

Wo ist der Morgenstrahl nunmehr? Im Todesschatten
Verschimmert! Ach! in jene Welt,
Wo viele schon, die sich durch Ihn veredelt hatten,
Der Sohn, die Sonne selbst, erhellt!
Sie sehn Ihn, fliegen Ihm entgegen, und umgeben
Die Seel', und jeder jauchzt ihr zu:
Heil, Wonne dir, und Lohn von Gott! Du hast das Leben,
Die Seelen, uns errettet! du!
Erhört ist dein Gebet, die Seligkeit zu fühlen,
Der Retter Einer Seele seyn!
Erhört! Die Wonn ist mehr, ein Retter seyn von Vielen!
Nun ist die hohe Wonne dein!
Komm mit uns an den Thron, wo Gott des Lichtes Söhnen
Sein Antlitz völlig offenbart,
Und nimm nun diese Harf', in unsern Dank zu tönen,
Dem Lamme, das erwürget ward!
Dem hohen Namen, der im letzten Hauch vom Leben
Von dir zu uns herauf erklang!
Heb an; denn dort schon wars dir Wonn', ihn zu erheben,
Des Himmels seligern Gesang!

Elegie

Elegie
bey dem Grabe
Gellerts
von
Christian Felix Weise.

Virtutem — — — — —
Sublatam ex oculis quaerimus inuidi.

Horat.

Hier, wo so viele schon in tiefem Todesschlummer
Das mütterliche Erdreich deckt!
Wo man kein Glück verschläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuscht noch schreckt:
Wo man Jahrhunderte die große Aussaat säte,
Die immermehr zur Aerndte reift,
Und jeglicher von uns, der früh und jener späte,
Die Zahl bemooster Hügel häuft:
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beysammen liegen,
Der Hohe nicht den Niedern drückt;

Das

Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen schmückt:
Hier liegt nunmehr auch der, an dessen frommer Seite
Ich diese Stätt' einst oft betrat, *)
Indem er sich im Geist des großen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel sich erbat;
Und mich vertraut mit den hier schlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer seiner Edlen schlief.
Hier liegt auch **Gellert**! hier, in diesem leichten Sande,
Von silberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundschaftlich dabey von dem noch frischern Lande
Die brüderliche Grabstatt schwillt. **)
Hier liegt er, und ich schau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die stumme Wehmuth fließt,

*) Ein sehr gewöhnlicher Spaziergang des seligen Mannes war der Gottesacker, wo er seine dort ruhenden Freunde unter erbaulichen und rührenden Betrachtungen besuchte, und seine lebenden Begleiter von ihren Grabstellen unterrichtete.

**) Sein Bruder, Herr F. L. Gellert, Oberpostcommissarius allhier, starb in der vierten Woche nach ihm, und hatte sich bey seines Bruders, des Dichters Beerdigung, gleich sein Grab neben ihm zurechte machen lassen.

Auf diese fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieser war den sie umschließt. —
Ach Gellert! — o wer kann gnug einen **Gellert** preisen?
Nennt, was nur gut ist; es ist hier:
Den Dichter, Menschenfreund, den Christen und den Weisen,
Des Himmels Lust, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren selbst die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unsrer Erd' entflohn:
So wird' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutschland weint! denn **Gellert** war ihr Dichter.
So klang ihr noch kein Saitenspiel: —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leser und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einst auf seinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh geletzt:
Von Grazien gewiegt, hätt ihm aus Aganippen
Das Musenchor den Mund genetzt:
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie sein Geschmack so rein:
Er sollte durch sein Lied, er sollte durch sein Leben
Uns Lehrer und Exempel seyn. —

Die Wahrheit, die man stets in schmutzigem Gewande,
Oft auch in ihrer Blöße flieht,
Verlor oft unter uns die Macht der sanften Bande,
Womit sie Herzen an sich zieht.
Dort sahn wir sie geschmückt von Gay und Lafontainen,
Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menschlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warfs der Wahrheit um. — Nun prangte sie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
Und drang heran und küßte sie.
Und ganz Germanien, vom Thron' bis zu den Hütten,
Das seinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Beßrung im Geschmack, mit ihm auch beßre Sitten —
Vielleicht auch beßre Herzen an.
Der Mütter erst Geschenk an ihre zarten Kleinen
War **Gellerts** weises Fabelbuch:
Sie lallten **Gellerten**, und lernten ohne Weinen,
Und merkten seinen Sittenspruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beseelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!

Wann du ihm stammelnd sonst aus ihm was vorerzählet,
  Wie segnend lächelt' er dir zu! — —
Dich, deutsches Lustspiel, sah mit Abscheu oder Gähnen
  Noch damals oft manch sittsam Herz:
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude sanfter Thränen,
  Dich Tugend und bescheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten,
  Den Körper zu der deutschen Tracht:
Auf deutschen Bühnen sah man auch itzt deutsche Sitten,
  Und hatt' auf eigne Fehler Acht. —
Doch für ein solches Herz warst du, o Welt, zu enge
  Du, Menschenweisheit, viel zu klein!
Nicht nützlich wollt' er bloß: durch heilige Gesänge
  Wollt' er auch andern heilig seyn.
Da warf er sich in Staub vor Gottes Throne nieder,
  Und flehte still um Geist und Kraft: *)
Und der Allmächtige vernahms und hörte nieder,
  Und gab dem Frommen Geist und Kraft.
Er sang. — So wurdest du von wenig Menschenzungen,
  Gott, Mittler, und Religion,

So

*) Er sagte selbst, daß er vor Verfertigung seiner geistlichen Lieder Gott innbrünstig um seinen Segen angerufen habe.

So geistreich, mächtig, schön, empfindungsvoll gesungen,
Es sprach das Herz aus jedem Ton.
So hub er durch Gesang viel tausend schwache Seelen
Mit sich zum Sternenzelt' empor:
Der Spötter selbst horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils schon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt sich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt **Gellerten**, dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o **Gellert**! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Gesang
Bis zu den Sphären auf, so dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft schläft er mit dir ein. In deinem sanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet sanft und wünscht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die süße Stärkung gab.
Ja du, du tröstest ihn in seiner letzten Stunde:
Da stammelt er von dir im Tod'

Noch einen Seufzer, stirbt mit Gellerten im Munde,
Und so entfleucht sein Geist zu Gott. —
Triumpf, o Gellert, dir! wie viele tausend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel schon entgegen,
Als sie ihr morsches Haus zerbrach!
Ja, o! wer sagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmlischen Versammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menschheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tausend frommen Zeugen:
Dieß ist — doch, wo gerath ich hin?
Mich schlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühls! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit streckt über mir
Die schwarzen Flügel aus; was ich verloren habe,
Was alle Welt, seh ich nur hier?

Ich seh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrstuhl' eilen,
Den vormals eine Welt umschloß,
Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balsam seiner Lehr' ergoß:
Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling saßen,
Und — (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeernärndte gern voll Friedenswunsch vergaßen
Und menschlicher ins Lager flohn.
Ich seh an deiner Thür' den lehrbegiergen Armen,
Dem sie zur Zuflucht offen stand,
Wenn er für Liebe Haß, Verweise für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu seyn:
Und wer hat ungehört dich einen bitten sehen?
Und welcher wagts, es zu bereun?
Wer wagts, seit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muse hier genährt,
Daß er sich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch selbst, wenn dich sein Herz entehrt? —
Ach! taub ist nun dein Ohr, die Thüren sind verschlossen,
Der Lehrstuhl einsam und verwayst!
Der Jüngling steht von fern, indem er überflossen
Von heißen Thränen dorthin weist:
„Ach dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,

„Der liebreich seine Hand nach mir Verlaßnen streckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies.„ —
Ja Jüngling, er ist hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier sein heiliges Gebein: —
Der Fromme schlummre sanft! mit ihm sey Gottes Friede!
Wie er, so schlummre jeder ein!
Der Saame, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgestreut,
Wird sich auf Kindeskind zur schönsten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeyt! —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach! nur gekannt! O säh' ich Eure Herzen
Gebildet auch von seiner Hand!
Sehr oft werd' ich mit Euch auf diesen Hügel steigen,
Und, wenn voll kindlichfrohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen zeigen,
Welch heil'ge Asche drunter ruht:

„Die

„Die Asche Gellerts ists! Gott wohnt' in seinem
Herzen,
„Und Menschenlieb' in seiner Brust:
„Gefällig noch im Ernst und heilig noch im Scherzen'
„War Wohlthun seine größte Lust.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht
„Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er selbst die Fürsten nicht." —
Dann sollt Ihr beyde mir auf diesem Grabe schwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch so fromm, wie er, zu seyn.

Auf Gellerts Tod.

Gesungen von

Michael Denis,

aus der Ges. Jesu,

Lehrer am kaiserl. königl. Collegio Theresiano.

Schauerndes Lüftchen! woher?
Trüb ist der Tag. In dem entblätterten Hayne
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder sitz' ich einsam
Auf mein Saitenspiel gelehnet
Da kömmst du, Lüftchen! schwirrest mir
So kläglich, so kläglich die Saiten hindurch.
Ist es nicht Hauch des Grabes?
Ist es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde verlassen?
Schauerndes Lüftchen! woher?
Von dem Gestade der düstern Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab ich geflattert
Um Gellerts Grab.
In Blumen konnt' ich nicht seufzen;

Noch

Noch öde steht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab in blätterlosen Sträuchen
Umher geseufzt.
Lüftchen genug! Kein stürmender Nord
Soll dich verschlingen, zärtlicher Trauerboth!—
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er ist hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er ist hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er ist hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Lust.
In der Pleiße Rauschen
Quollen seine Lieder.
Ach! die Pleiße rauschet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzt, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenschatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!
Vom Tannenberge wälzet sich manch trüber Gieß-
bach.*)
Und nun entspringt am Fuße des Berges.
Ein lauter, himmelheller Quell.
Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach', und trinken den Quell:
So

*) Die deutschen Fabeldichter vor Gellert.

So zogst du die dürstenden Völker an dich. —
Die Bienenköniginn sammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wiesen voll Frühling,
Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So setzest du den Söhnen Teuts
Die Süße deines Herzens in Bardenlehren vor! —
Und dieses Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauert, ihr Völker! trauert ihr Söhne Teuts!
Der Quell ist versiegt! der Frühling erstorben!
Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländischen Bardenkunst
Lag noch in meiner Brust in zweifelndem Schlummer.
Ich hörte dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß sich dem zweifelnden Schlummer. *)
Und horchet mir itzo mein Vaterland,
Und thuen mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
Und schändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es schuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied, und Thränen! —
Aber hinauf, Saiten! hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchstralet das Wintergewölk,

Er-

*) Das erste, was dem Barden aus der Hallerschen Epoche zu Gesichte kam, waren Gellerts Fabeln.

Erblicket ihn, den satten Lebensgast
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erstehn
Von allen Wolkensitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbeßrer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menschenfreundlichen Weisen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebährenden Flur,
So schwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Gesichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied.
Ihr Lied in freyen Eichenhaynen,
Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürsten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemaleten Schilden
Hervorgebraust!) *)
Aus den Umarmungen dieser Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf sein geliebtes, erdewallendes Geschlecht,
Und sieht sich von Enkel zu Enkel
In seinen Gesängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po

In

*) S. den Tacitus von den Sitten der Deutschen.

In ihren Zungen *) seine Lehren wiederholen,
Und Deutschland segnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.
Also mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüftchen, bist du noch hier
Im blätterlosen Ahorngange,
So nimm dir die besten Töne daraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann seufze sie nach in jenen Blumen,
Derer Haupt am Hügel
Schwerer und gesenkter ist.

*) In französischen und italienischen Uebersetzungen.

Auf Gellerts Tod von Carl Mastalier.

Der Dichter und die Muse.

Der Dichter.

Was soll der Trauerflor an deinem Saytenspiel,
Und im göttlichen Auge der Schmerz?
Weh Deutschland dir! dieß gilt
Einem Dichter der ersten Größe.

Die Muse.

Ach sieh das Saytenspiel des Dichters der Natur!
Er entzückte durch seinen Gesang
Den Ister und die Spree;
Selbst die stolzere Seine singt ihn.

Der Dichter.

Wie? Gellert! — denn wer sonst kann dieser Dichter seyn —
Ach! nur Gellert — und dieser ist todt?
Weh uns! O konntest du
Die Unsterblichkeit ihm nicht geben?

Die Muse.

Unsterblichen Gesang lehrt' ich den Edlen zwar:
Dieß nur konnt' ich: unsterblich und schön
Wie seine Seele, bleibt
Sein Gesang: doch der Leib ist Asche.

Der Dichter.

O sammle sie! damit sie kein unheilger Fuß
Einst entweihe, kein Nord sie verweh'!
Und unter Blumen laß
Sie so sanft, wie er lebte, ruhen.

Die Muse.

Des Dichters Nam' allein, der von der Urne stralt,
Ganz durchflochten mit Lorbeern des Ruhms,
Gewährt ihm diese Ruh.
Ost = und Nordwind muß ihn verehren.

Der Dichter.

Wem wird die Cyther jetzt, die unnachahmlich klang?
O sind, Muse, Teuts Söhne dir werth,

Gieb keinem Nachbar sie!
Er säh stolzer herab auf Deutsche.

Die Muse.

Sey ruhig! ohn' ein Herz so voll von Redlichkeit
Weisheit, Tugend und Menschengefühl
Wird ihre Sayten nie
Jemand, wär er auch Orpheus, spannen.

Der Dichter.

So glänze sie denn dort, wo Orpheus Leyer glänzt!
Heller, prächtiger glänze sie dort!
In dem gestirnten Raum
Blitzet leider! noch keine Deutsche.

Die Muse.

Im Tempel der Natur ist ihr der Platz bestimmt;
Denn nur dieser gehört sie allein.
Dort singt er künftig sie
Ganz enthüllt in erhabenern Tönen.

Der Dichter.

Sanft war der Ton, den die Natur ihn treffen ließ.
Seinen Wiederhall hörten wir kaum,
Und dichteten ihm schon
Deutsche Lieder nach, dir zur Ehre.

Die Muse.

Genug! mich ruft der Schmerz zu meines Lieblings
Grab;
Lange werd' ich dort weinen um ihn.
Ihn ehret unser Lied
Mehr dann fühllose Mausoläen.

~~107-338~~

Gellert

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cramer, Johann Andreas

C. F. Gellerts Leben

Biel 1775

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 9627#(Beibd.
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236736-2
VD18 10528083-006